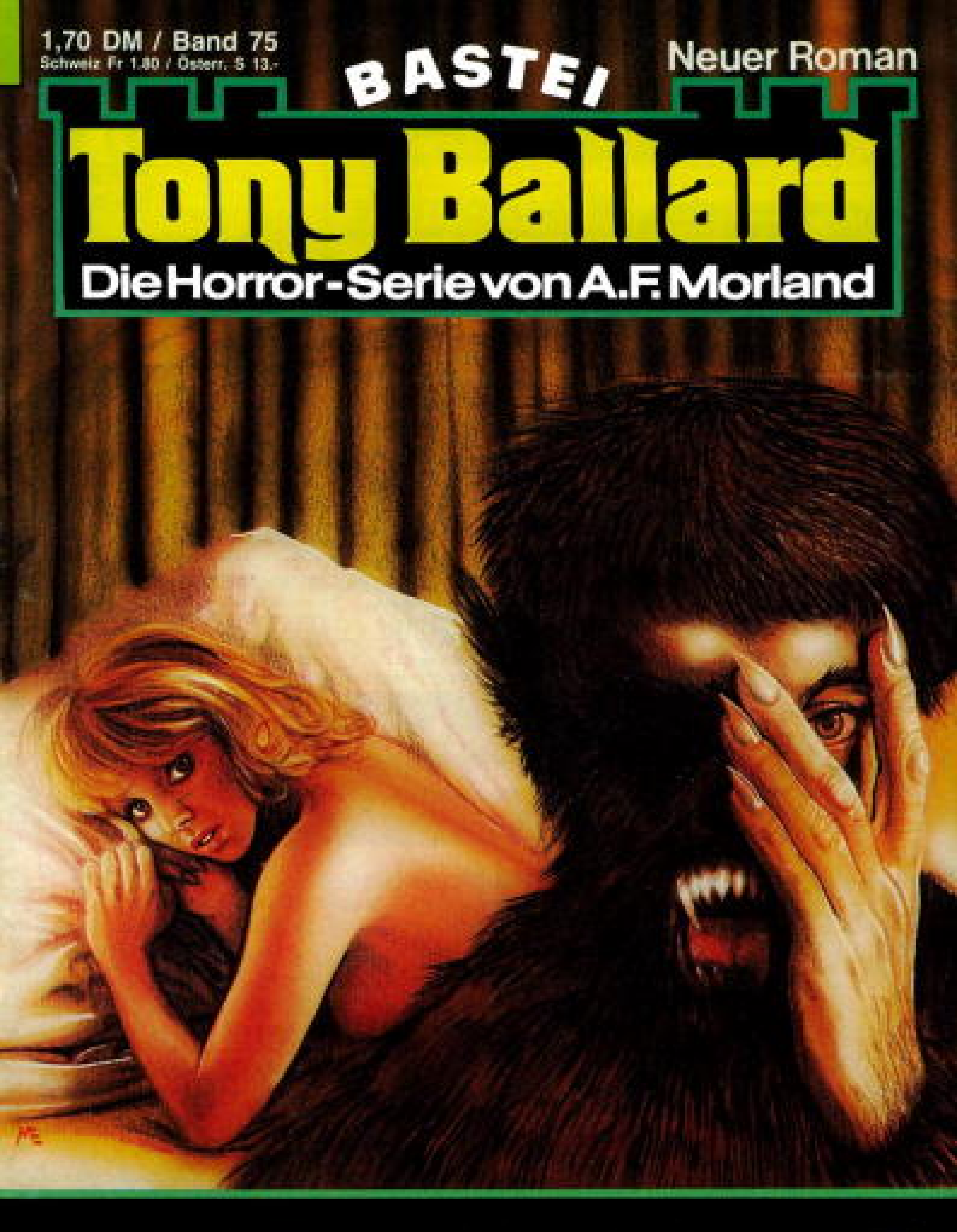


Die Schöne und der Höllenwolf



Die Schöne und der Höllenwolf

Tony Ballard Nr. 75

von A.F.Morland

erschienen am 02.08.1985

Die Schöne und der Höllenwolf

Marbu, die große gefährliche Macht, war zurückgekehrt.

Xarr, der schwarze Druide, spürte es ganz deutlich.

Vor langer Zeit hatte Marbu hier - und nur hier - existiert. Aber dann hatte die dämonische Kraft sich ausgedehnt und auch auf die Parallelwelt namens Erde übergegriffen.

In Afrika hatte sie Fuß gefaßt und von dort aus ihren Siegeszug über den gesamten schwarzen Erdteil angetreten.

Ein gefährlicher, grausamer Kult war entstanden. Die Geheimreligion forderte zahlreiche Menschenopfer.

Doch nun mußte auf der Erde irgend etwas geschehen sein, von dem Xarr nichts ahnte. Er wußte nur, daß Marbu sich nicht mehr auf der Erde halten konnte. Die Verbindung war abgerissen, und Marbu kehrte zurück.

Sehr zum Leidwesen von Xarr, denn der schwarze Druide hatte sich dort eingenistet, wo einst Marbu zu Hause gewesen war…

Weit ragte die dünne Landzunge ins Meer hinaus. Blutrot tauchte die Sonne am Horizont in die dunklen Fluten.

Ein Tag ging zu Ende. Die Nacht stand bereit und würde vom Land bald Besitz ergreifen. Sie würde Schattenwesen und Dämonen mitbringen. Geister und Kobolde würden so lange ihr Unwesen treiben, bis sich am Horizont der neue Tag mit einem Silberstreifen ankündigte.

Xarr fürchtete die Nacht nicht; im Gegenteil. Sie war ihm noch lieber als der Tag. Er fühlte sich ihrer Schwärze verbunden, vermochte aus der Dunkelheit zusätzliche Kräfte zu schöpfen.

Er stand auf einem nackten grauen Felsen, gegen den leise die Wellen schlugen, und nahm Abschied.

Die Landzunge war Marbus Gebiet. Die starke Magie erhob wieder Anspruch darauf, und Xarr konnte sich dem finsteren Zauber nicht widersetzen.

Marbu war zu stark für ihn. Und zu grausam. Er war zwar auch nicht schwach, aber mit Marbu wollte er sich nicht messen. Es war vernünftiger, das Feld zu räumen.

Immer tiefer tauchte die Sonne ins Meer ein. Xarr blieb so lange auf dem Felsen stehen, bis sie nicht mehr zu sehen war. Groß und schlank war er, bekleidet mit einem langen Gewand, das völlig schmucklos war. Sein Kopf war schmal, die Augen dunkel.

Er hatte die Landzunge, sein Revier, stets »sauber« gehalten. Jeder, der dieses Gebiet betreten hatte, war *von* ihm gejagt und getötet worden.

Nur in den seltensten Fällen hatte er eine Ausnahme gemacht.

Höllenfaust, der Anführer der Grausamen 5, war so eine Ausnahme gewesen. Als dieser starke Magier-Dämon hierherkam, gab sich Xarr friedlich.

Seit damals existierte ein Bündnis zwischen ihnen, und kurze Zeit hatte Xarr überlegt, ob er sich nicht an die Grausamen 5 um Hilfe wenden sollte.

Sie waren mächtige Krieger, die gern kämpften. Es gab kaum Auseinandersetzungen, denen sie aus dem Weg gingen. Der Kampf war ihr Leben, und sie waren gewöhnt, zu siegen.

Vielleicht hätte Xarr den großen Marbu-Geist daran hindern können, sich auf »seiner« Landzunge wieder niederzulassen, doch der schwarze Druide stand nicht gern in jemandes Schuld.

Er war lieber frei und unabhängig und niemandem zu Dank verpflichtet. Wenn er sich von den Grausamen 5 hätte helfen lassen, hätten sie ihn irgendwann aufgefordert, sie zu unterstützen, und das wollte er vermeiden.

Wenn er Marbus Rache entgehen wollte, mußte er Abschied nehmen.

Abschied nicht nur von dieser Landzunge, sondern besser gleich auch

von Coor.

Xarr hatte sich entschlossen, dorthin zu gehen, wo Marbu bis vor kurzem gewirkt hatte: auf die Erde. Sie war eine Zwillingswelt von Coor. Die Erde und die Prä-Welt hatten vor dem großen Knall zusammengehört.

Wenn man die beiden Welten heute miteinander verglich, konnte man das kaum glauben. Sie hatten sich unterschiedlich schnell entwickelt.

Auf Coor gab es noch Saurier, Kobolde, Flugdrachen und Magier, während auf der Erde schon längst das Raketenzeitalter angebrochen war. Xarr wußte *von* diesen Entwicklungen. Er hatte sich gut informiert.

Abschied von Coor!

Xarr atmete schwer aus. Vielleicht konnte er bald wieder hierher zurückkehren. Marbu war unbeständig. Der große Geist konnte sich schon bald auf eine andere Welt konzentrieren. Vielleicht würde er versuchen, im Reich der grünen Schatten Fuß zu fassen. Oder auf Protoc, der Affenwelt. Vielleicht streckte Marbu seine Klauen auch nach der Feuerwelt aus…

Bis es soweit war, wollte Xarr auf der Erde »wirken«.

Der schwarze Druide hatte bereits große Pläne. Sowie er sein Ziel erreicht hatte, würde er darangehen, sie zu verwirklichen.

Noch einmal ließ er den Blick über die vertraute Umgebung schweifen. Er verlor seine Heimat. Aber er würde sich eine neue schaffen.

Dann breitete er die Arme aus. Sein schwarzes Gewand entfaltete sich und wurde zu einem großen Segel, gegen das sich der Wind stemmte, der landeinwärts blies.

Die Konturen seines schlanken Körpers waren zu erkennen. Der Stoff knatterte leise. Xarr legte den Kopf in den Nacken und schloß die Augen.

Als er den Mund öffnete, entrang sich seiner Kehle ein dumpfes Knurren.

Das Knurren eines Wolfes!

***

Ein Geräusch drang an Xarrs Ohr. Blitzartig drehte er sich um. War ihm Marbu bereits auf den Fersen?

Ein Mann stand ihm gegenüber, schlank und dunkelhaarig wie er. Und doch völlig anders. Da er wußte, was Marbu auf der Erde inszeniert hatte, wußte er auch, wen er vor sich hatte.

Es war ein Mensch namens Paul Bordman, von Marbu ausgewählt, das Buch der Bücher zu schreiben. Eine schwarze Bibel, oder wie immer man dieses Werk nennen wollte.

Es hatte die Gefahr bestanden, daß Bordman seine Arbeit nicht beenden konnte, deshalb hatte ihn Marbu in Sicherheit gebracht. Eigentlich war es nicht richtig, Bordman noch als Menschen zu bezeichnen. Die Marbu-Magie hatte ihn längst auf ihre Seite geholt und sein Blut schwarz gefärbt.

Ja, Paul Bordman war jetzt ein Schwarzblütler.

Aber er war nicht Xarrs Freund. Er war zu einem Teil von Marbu geworden, und dem schwarzen Druiden behagte es gar nicht, daß der Schriftsteller ihn aufgespürt hatte.

Bordman trug Beulen am Kinn, an den Wangen, auf der Stirn. Es war keine gewöhnliche Krankheit, von der er befallen war. Was ihn angriff, waren die Nebenwirkungen des Geisteropiums, das er geraucht hatte, um sich für Marbu zu öffnen. Langsam, aber sicher, würde ihn das Rauschgift auffressen. Der Verfall seines Körpers hatte bereits begonnen, und er würde weitergehen. Die Höllendroge hatte eine verheerende Wirkung auf den Organismus.

Xarr preßte die Kiefer zusammen.

Wenn Bordman hier, war, mußte Marbu auch ganz in der Nähe sein. Bordman stand unter dem Schutz des großes Geists.

Zwischen mächtigen Bäumen, deren Stelzenwurzeln teilweise bis ins Meer ragten, stand der Schriftsteller. Ein Mann, der den Aussatz der Hölle im Blut hatte.

Reglos wartete er und Haß und Feindseligkeit glitzerten in seinen Augen.

Xarr sprang vom Felsen. Er wollte die Flucht nach vorn antreten und mit Bordman reden. Alles, was er Bordman sagte, würde Marbu hören.

Wenn er sagte, daß er noch in dieser Nacht von hier fortgehen wollte, konnte er Marbu damit vielleicht versöhnlich stimmen.

Der schwarze Druide landete im gelben weichen Sand, federte den Sprung ab, indem er in die Hocke ging und sich sofort wieder aufrichtete.

Als er seinen Blick wieder auf Bordman richten wollte, war der Mann verschwunden. Der Platz zwischen den Baumriesen war leer.

Xarr eilte zu der Stelle, wo der Schriftsteller gestanden hatte. Er sah Bordmans Fußspuren und folgte ihnen.

Im Unterholz knackte es gespenstisch, und manchmal huschte eine schemenhafte Gestalt durch die rasch zunehmende Dunkelheit. Vielleicht war es ein Fehler, Bordman zu folgen. Vielleicht sollte der Schriftsteller ihn in eine Falle locken.

Xarr war auf der Hut. Er würde sich mit Klauen und Zähnen verteidigen, wenn Marbu ihn attackierte. Oder er würde sich auf magischem Wege schnellstens von hier wegbefördern. Das kam darauf an, wieviel Zeit ihm blieb.

Ein dünner Zweig peitschte ihm ins Gesicht, und er ließ ein

aggressives Knurren hören. Seine Fingernägel schossen vor und wurden zu langen scharfen Krallen.

Eine Gier, die er besser unterdrückt hätte, ergriff von ihm Besitz. Der Jagdtrieb erwachte in ihm und umnebelte seinen Verstand. Der Schriftsteller war auf einmal ein Mann für ihn, den er töten wollte. Ein Opfer.

Es war leichtsinnig, daß er sich so hinreißen ließ. Marbu würde ihm das nicht durchgehen lassen. Aber er drängte die Furcht vor Marbu weit zurück und lief schneller, um Bordman einzuholen.

Er preschte durch hohe Gräser, sprang über verkrüppelte Wurzeln, knickte Jungbäume. Immer stärker hämmerte die Aggression in seiner Brust. Immer wilder loderte das Feuer der Gier in ihm. Es verzehrte ihn beinahe.

Töten! Töten! Er wollte es nicht nur, er *mußte* es tun.

Er hätte mit Sicherheit anders reagiert, wenn Bordman stehengeblieben wäre. Doch alles, was von ihm weglief, mußte er jagen.

Bordman wurde langsamer.

Auf einer Lichtung blieb er stehen. Schwer keuchend drehte er sich um. An eine Fortsetzung der Flucht dachte er nicht mehr.

Auch der schwarze Druide blieb stehen. Er trat nicht sofort auf die Lichtung, obwohl sein Inneres ihn ungestüm dazu drängte.

Xarr spürte die gefährliche Marbu-Kraft. Sie ging nicht von Bordman aus, sondern strömte über ihn hinweg auf den schwarzen Druiden zu.

Xarr hätte sich augenblicklich zurückziehen müssen, doch er konnte es nicht. Dort stand Bordman mitten auf der Lichtung. Ein Opfer, das sein Leben nicht behalten durfte. Fast blind war Xarr vor rasender Gier.

Jede Vorsicht außer acht lassend, trat er dem Mann entgegen. Bordman schien ihn nicht zu fürchten. Mit vorgestrecktem Kinn schaute er den schwarzen Druiden unerschrocken an.

Der Trieb war stärker als die Vernunft. Xarrs Zunge huschte über die bebenden Lippen.

Der Schriftsteller wich keinen einzigen Schritt zurück, als sich ihm Xarr mit geschmeidigen Schritten näherte. »Du bist sehr mutig«, knurrte der schwarze Druide.

»Es gehört nicht viel Mut dazu, dir zu trotzen«, bemerkte Bordman geringschätzig.

»Du weißt nicht, wen du vor dir hast.«

»Doch. Du bist Xarr, der Wolfsmann.«

»Ja, der Wolfsmann, und du bist vor mir geflohen. Aber ich habe dich eingeholt und werde dich vernichten.«

»Du kannst mich nicht töten.«

»Weil Marbu dich schützt?«

»Du sagst es.«

Xarr sprach nicht weiter. Er griff Paul Bordman an. Das heißt, er *wollte* den Schriftsteller attackieren, aber da schaltete sich die feindliche Kraft ein. Die Bäume überzogen sich ringsherum plötzlich mit einem hellgrünen Schimmer. Es war das erste unübersehbare Zeichen von Marbu-Präsenz. Und dann erschien eine riesige bleiche, bluttriefende Hand. Sie schoß aus dem Wald heraus und Xarr entgegen.

Die Hand war eine von vielen Gestalten, in denen sich Marbu zeigte. Zumeist war die schwarze Kraft körperlos. Aber sie konnte sich jederzeit auch zu einer Gestalt verdichten.

Schlagartig erlosch das Feuer der Mordlust in Xarr. Er wirbelte herum und ergriff die Flucht. Wie ein mächtiger Rammbock schoß die Höllenhand hinter ihm her. Sie knickte dicke Bäume wie Streichhölzer. Andere wurden entwurzelt und fielen krachend um.

Xarr brauchte sich nicht umzusehen. Er spürte, wie nahe ihm die Riesenhand schon war. Sie öffnete sich in diesem Augenblick und stieß noch schneller vor, um den schwarzen Druiden zu packen.

Er sah die bleichen Finger neben sich und bediente sich seiner Fluchtmagie. Das war die einzige Möglichkeit, die ihm noch blieb.

Er schoß heraus aus seinem weiten Gewand, und als sich die Schreckenshand schloß, erwischte sie nur noch den Stoff.

Xarr hatte sich aufgelöst. Er befand sich nicht mehr auf Coor, sondern war auf dem Weg zur Erde.

***

Die Suche nach Jubilees Eltern verlief seit Wochen erfolglos. Dean McLaglen, Tucker Peckinpahs Rechtsanwalt, hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dem jungen Mädchen zu helfen. In allen großen Tageszeitungen erschienen Annoncen, in denen Jubilees Eltern aufgefordert wurden, sich zu melden. Eine beträchtliche Summe wurde demjenigen in Aussicht gestellt, der uns einen brauchbaren Hinweis geben konnte. Natürlich kamen Hinweise. Aber nicht von ehrlichen Leuten, sondern von solchen, die sich das Geld ergaunern wollten.

Wir versuchten trotzdem jedem Hinweis nachzugehen. Dean McLaglen hatte zudem mehrere tüchtige Privatdetektive engagiert, die unermüdlich auf der Suche waren.

Wenn Tucker Peckinpah das gewußt hätte, hätte er den Anwalt wahrscheinlich gefeuert. Der reiche Industrielle war nicht mehr unser großer Gönner. Er hatte entschieden, daß er sein Geld jetzt für sich selbst brauchte.

Wir hatten unsere Vermutungen, wer ihm das eingegeben hatte. Wo sich Peckinpah aufhielt, war keinem von uns bekannt. Einmal war er

angeblich kurz in New York aufgetaucht, doch als wir dort ankamen, bekamen wir ihn nicht zu Gesicht.

Ich war nicht bereit, anzunehmen, daß er dieses Versteckspiel freiwillig spielte. Er wurde dazu gezwungen, und ich hätte ihn liebend gern von diesem Zwang befreit.

Aber wo sollten wir ihn suchen? Um ihm beistehen zu können, mußten wir zuerst wissen, wohin es ihn verschlagen hatte.

Es gab für meine Freunde und mich so viel zu tun, daß ich mich hätte vervielfachen müssen.

In Amerika wartete Noel Bannister auf mich. Seit er es nicht nur mit dem wahnsinnigen Wissenschaftler Mortimer Kuli, sondern auch mit Atax, der Seele des Teufels, zu tun gehabt hatte, hatte er die Notwendigkeit erkannt, für die CIA eine Spezialabteilung auf die Beine zu stellen, die dann aktiv werden sollte, wenn die Feinde Geister und Dämonen waren.

Ich hatte versprochen, ihm zu helfen, meine Erfahrung an seine Leute weiterzugeben und sie auszubilden, denn nicht alles, was man ihnen in den Camps der Agency beigebracht hatte, war im Kampf gegen schwarze Wesen anzuwenden. In vielen Dingen war ein Umdenken nötig. Darauf sollte ich die CIA-Agenten hintrimmen.

Aber es gab noch so vieles andere zu tun…

Es würde zu weit führen, all die Probleme aufzuzählen, die wir möglichst bald bewältigen sollten.

Mr. Silver und ich waren zwischendurch nach Amerika hinübergejettet, um die Männer zu begutachten, die Noel Bannister für sein Team ausgesucht hatte.

Es waren durchwegs starke, unerschrockene Leute, die bereit waren, für Bannister durchs Feuer zu gehen. Doch alle konnten wir nicht akzeptieren. Bei einigen ergaben die Tests, daß sie für den gefährlichen Job doch nicht ganz geeignet waren.

Sie waren enttäuscht, als wir sie ausmusterten, aber sie akzeptierten unsere Entscheidung widerspruchslos.

Was übrigblieb, war allererste Wahl. Männer, die nicht einmal davor zurückschrecken würden, in die Hölle zu gehen und dem Teufel die Hörner abzubrechen.

Das nötige Rüstzeug, das »Know-how« für den Kampf mit den Schwarzblütlern sollten sie von uns bekommen.

Aber die Zeit reichte nicht.

Um Noel Bannister meinen guten Willen zu beweisen, lieh ich ihm Mr. Silver, obwohl mir der Ex-Dämon selbst fast unentbehrlich war.

Ich sagte dem CIA-Agenten aber gleich, daß ich den Hünen zurückholen würde, sobald ich ihn brauchte. Dann kehrte ich ohne den Ex-Dämon nach London zurück - und traf zu Hause Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, an.

Sie besaß die Fähigkeit, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln und war eine Zeitlang fort gewesen, um in Erfahrung zu bringen, wo sich der Plan befand, mit dessen Hilfe wir Loxagons Grab finden konnten.

Außer Roxane war niemand im Haus.

Die weiße Hexe war eine makellose Schönheit. Lang und glatt war ihr schwarzes Haar, und sie hatte meergrüne, leicht schräggestellte Augen. Ihre Figur hätte nicht perfekter sein können, und wenn sie sich bewegte, geschah dies mit einer feierlichen Grazie.

»Wo sind Vicky und Jubilee?« wollte ich wissen.

Roxane hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich fand das Haus bei meiner Rückkehr leer vor.« Sie fragte nach Mr. Silver, und ich sagte ihr, daß er in Langley geblieben war.

Mittlerweile wurden Jubilees Eltern auch von der CIA gesucht. Noel Bannister hatte das veranlaßt. Ich hoffte, daß wir dem Mädchen, dem wir auf der Prä-Welt Coor das Leben gerettet hatten, bald helfen konnten.

Ich nahm mir einen Pernod, und dann hatte ich Roxane einiges zu erzählen, denn es war während ihrer Abwesenheit eine ganze Menge passiert.

Danach war sie an der Reihe. Sie sprach von den Dimensionen, in denen sie sich aufgehalten hatte, und einige Male hatte ihr Leben nur noch an einem seidenen Faden gehangen.

»Laß das Silver lieber nicht wissen«, sagte ich und nahm einen großen Schluck, denn mein Mund war ziemlich trocken geworden. »Sonst läßt er dich keinen Schritt mehr allein tun.«

»Ich muß etwas riskieren, sonst wäre ich mit meiner Sache nicht vorangekommen.«

»Hattest du denn Erfolg?« fragte ich.

»Vielleicht wirst du denken, daß es nicht allzuviel ist, was ich herausbekommen habe, aber es war schwierig genug, das in Erfahrung zu bringen.«

Cinto der Vernichter hatte gesagt, der Plan würde sich irgendwo im ewigen Eis befinden, und zwar auf der Erde. Mehr hatte er nicht gewußt. Ich sah ihn kurz vor mir, diesen unerschrockenen Kämpfer. Er war ein einsamer Prä-Welt-Ritter, mit dem uns seit unserem letzten Abenteuer auf Coor sehr viel verband.

Ich war gespannt, was Roxane herausgefunden hatte.

Die Hexe lehnte sich zurück und legte die Arme auf die Rückenlehne des Sofas. Durch den weichen Stoff ihres Kleides bohrten sich die Spitzen ihrer hübschen Brüste.

»Ewiges Eis gibt es am Nord- und Südpol, im Himalaja-Massiv, in Feuerland, in den Alpen, wenn man die Gletscher nicht ausklammert«, sagte Roxane. »Theoretisch findest du überall auf der Welt ewiges

Eis.«

»Ich nehme an, es gelang dir, das Gebiet einzugrenzen«, sagte ich.

Roxane nickte. »Wir müssen unser Augenmerk auf Grönland richten.«

»Grönland. Hm.« Ich massierte mein Kinn mit Daumen und Zeigefinger. »Das sind ja bloß etwas mehr als zwei Millionen Quadratkilometer. Wenn wir die eisfreie Zone von rund 350000 Quadratkilometer abziehen, bleibt eine Fläche von lächerlichen eineinhalb Millionen Quadratkilometern, über den Daumen gepeilt. Wobei ein paar tausend Quadratkilometer mehr oder weniger keine allzu große Rolle spielen. Wir wollen nicht kleinlich sein.«

»Du solltest froh sein, daß ich erst mal das herausfinden konnte.«

»Das bin ich«, sagte ich. »Und mehr noch freut es mich, daß du unbeschadet zurückgekehrt bist. Aber Grönland allein ist eben doch ein wenig dürftig. Meinst du nicht?«

»Es ist ein Schritt vorwärts.«

»Unbestritten.«

»Und es gibt noch einen zweiten Schritt«, sagte Roxane.

»Komm schon. Mach's nicht unerträglich spannend. Sag mir alles«, verlangte ich.

»Ich erfuhr auch einen Namen«, sagte Roxane. »Yappoo.«

»Ist das ein Dorf, das so heißt? Ein Landstrich? Ein Eskimo?«

»Es ist ein Mann. Mehr weiß ich leider nicht. Er soll den Plan besitzen.«

»Wie kam er dazu?«

Darauf konnte Roxane mir keine Antwort geben.

***

Tuvvana, der weibliche Gnom von der Prä-Welt Coor, schlug die Tür zu und lehnte sich keuchend dagegen. Sie wohnte mit ihrem Freund Cruv in einem Anbau von Tucker Peckinpahs Haus.

Cruv, der eine Zeitlang Peckinpahs Leibwächter gewesen war, fungierte jetzt als Verwalter des Anwesens. Dean McLaglen hätte ihn dazu ernannt.

Der häßliche Gnom warf seiner entzückenden Freundin einen neugierigen Blick zu. Tuvvanas große dunkle Augen waren starr auf ihn gerichtet.

Er erhob sich und ging ihr lächelnd entgegen. »Du siehst aus, als wärst du einem Geist begegnet.«

Tuvvana war noch nicht lange auf der Erde. Vor vielen Jahren war sie schon Cruvs Freundin gewesen, aber dann hatten Wirrnisse auf Coor sie getrennt, und es hatte so ausgesehen, als würden sie sich nie mehr wiedersehen.

Doch das Schicksal hatte es gut mit ihnen gemeint und sie wieder zusammengeführt.

Beide hatten befürchtet, daß der andere nicht mehr lebte, aber tief in ihrem Herzen hatten sie die Hoffnung nie aufgegeben, eines Tages wieder zueinander zu finden.

Das Leben auf Coor war gefährlich. Vor allem für Gnome. Deshalb war Cruv froh, daß er mit seiner Freundin nun auf der Erde lebte. In die Prä-Welt kehrte er nur noch zurück, wenn es unbedingt sein mußte. Zum Beispiel dann, wenn er wußte, daß sein Freund Tony Ballard einen ortskundigen Führer brauchte.

Tuvvana stieß sich von der Tür ab und warf sich in Cruvs Arme. Er erschrak, als er spürte, wie sie zitterte. Da sie noch nicht lange in London lebte, versuchte sie die Stadt langsam für sich zu entdecken.

Jubilee machte das auch. Manchmal waren sie und Tuvvana zusammen unterwegs. Oder Cruv leistete ihnen Gesellschaft. Auch Vicky Bonney zeigte ihnen die Stadt und half ihnen, sich zurechtzufinden.

Nicht so gern hatte es Cruv, wenn Tuvvana allein ausging, denn hier war zwar nicht Coor, aber in einer Großstadt wie London lauerten doch auch Gefahren.

Aber Tuvvana hatte einen nicht zu unterschätzenden Dickkopf. Sie verstand es, ihren Willen zumeist durchzusetzen. Heute hatte sie allein sein wollen, und Cruv hatte sie gehen lassen müssen.

Aber nun bereute er, daß er nachgegeben hatte, obwohl er noch nicht wußte, was passiert war.

»Hat man dich belästigt?« fragte er heiser. »Waren irgendwelche Rowdies hinter dir her? Sag schon, Tuvvana. Ich rufe sofort die Polizei an. Wer hat dir etwas angetan?«

»Niemand«, sagte Tuvvana leise.

»Aber du hast doch Angst. Warum zitterst du so sehr?« Er führte sie zu einem Sessel und forderte sie auf, sich zu setzen. Nervös streichelte er ihr apartes Gesicht. Er war so froh, sie wiederzuhaben. Niemand durfte ihr ein Leid zufügen. Und wenn ihr jemand Angst einjagte, packte ihn die kalte Wut.

»Bitte«, flehte Cruv. »Spann mich nicht so sehr auf die Folter, Tuvvana.«

Sie hob den Kopf und schaute ihm in die Augen. »Ich habe Xarr gesehen.«

»Xarr? Das ist unmöglich. Er lebt auf Coor.«

»Wir haben auch dort gelebt, und nun sind wir hier.«

»Aber Xarr… Warum sollte der schwarze Druide Coor verlassen? In unserem Fall war das klar. Wir flohen vor den Gefahren. Aber hat Xarr das nötig? Er ist stark, ist selbst eine Gefahr. Er kann sich auf Coor behaupten.«

»Vielleicht reicht ihm die Prä-Welt als Betätigungsfeld nicht mehr.«

»Du meinst, er könnte die Absicht haben, sein Jagdrevier

auszudehnen?«

»Das Leben auf der Erde hat sich zwar schneller entwickelt als auf Coor, aber einem Wesen wie Xarr stehen die Menschen machtlos gegenüber.«

»Es gibt Ausnahmen. Tony Ballard zum Beispiel.«

»Ja, aber die vielen anderen, die nicht einmal an die Existenz des Bösen glauben wollen, könnten eine leichte Beute für Xarr werden. London wäre für ihn ein großartiges Jagdrevier! Ein gefährlicher, stets hungriger Wolf - und viele ahnungslose Schafe, die er reißen kann.«

Cruv fuhr sich mit der Hand nervös übers Gesicht. »Ich glaube, das sollten wir Tony Ballard nicht vorenthalten.«

***

Unheimliche Geräusche geisterten über den alten Friedhof. Der Wind spielte mit der kleinen Totenglocke. Manchmal flog ein dünner Laut über die Gräber, als wollte er die Toten wecken.

Es war kalt. Man schrieb Anfang März. Büsche und Bäume waren noch blattlos, das Gras war gelb und sah trocken aus.

Wieder schwebte ein leises Klingen aus dem Glockenturm der Kapelle, zog über den finsteren Gottesacker und verwehte.

Schritte knirschten über den hellen Kiesweg, und hinter einem hohen Grabstein trat ein Mann hervor.

Xarr!

Er trug einen hellen Trenchcoat. Darunter einen eleganten grauen Flanellanzug. Er wußte, wie man sich hier kleidete und hatte sich angepaßt, um nicht aufzufallen.

Dieser nächtliche Friedhof hatte für ihn eine eigentümliche Atmosphäre. Die Gräber übten auf ihn eine unbeschreibliche Anziehungskraft aus.

Hier waren die Toten zu Hause. Menschen, deren Lebensuhr abgelaufen war.

Wesen wie Xarr wußten natürlich, daß der Tod nichts so Endgültiges war, wie die Menschen annahmen. Man konnte eine abgelaufene Lebensuhr wieder aufziehen. Mit schwarzer Magie zum Beispiel. Dann standen die Toten wieder auf.

Allerdings veränderten sie sich dabei. Denn schwarze Magie vermochte nur schwarzes Leben zu schaffen. Ein Leben das der Hölle dienen mußte.

Xarr hatte nicht deshalb den Friedhof betreten, um Tote aus ihren Gräbern zu holen. Das sollten andere tun. Es gab genug Dämonen, die es liebten, die irdischen Gesetze zu manipulieren. Doch danach stand Xarr nicht der Sinn. Er verfolgte andere Ziele.

Den nächtlichen Gottesacker hatte er nur betreten, weil er zum Tod und zu Toten als schwarzes Wesen eine besondere Beziehung hatte.

Hier lagen Menschen, die gestorben waren, und ihr Sterben faszinierte ihn.

Er war imstande, das Ableben jener, die noch nicht lange tot waren, nachzuvollziehen. Da war zum Beispiel die junge Frau, neben deren Grab er gerade stand.

Obwohl sie seit einem Jahr hier unter der Erde lag, konnte er sich ihre letzte Stunde vergegenwärtigen. Es war ein langes, qualvolles Ende gewesen. Bis zuletzt hatte die Frau verzweifelt um ihr Leben gekämpft. Hartnäckig hatte sie mit dem Tod gerungen. Die Ärzte hatten sie bereits aufgegeben, doch das wußte sie nicht.

Das Krankenhaus. Das nüchterne Zimmer. Die Todgeweihte… Alles sah Xarr, und er erlebte ihren aussichtslosen Kampf mit.

Auch er war gekommen, um den Menschen Tod zu bringen. Aber anders, als es hier üblich war.

Grausam und eiskalt würde er zuschlagen, und seine Kraft würde auf die Opfer übergehen. Dann würden auch sie töten, und es würde so sein, als hätte er selbst gemordet.

***

Na schön. Ein Mann namens Yappoo, der in Grönland lebte, besaß den von uns so heißbegehrten Plan. Mit anderen Worten: Yappoo war für uns die berühmte Stecknadel im Heuhaufen, die wir finden mußten. Dazu gehörte mehr Glück als Verstand. Aber ich wollte mal annehmen, daß es uns gelang, Yappoo zu entdecken. Würde der Mann dann bereit sein, sich von dem Plan zu trennen? Wußte er überhaupt, was sich da in seinem Besitz befand? Oder hatte er von der Brisanz des Plans keine Ahnung? War er ein Mensch? Ein Dämon? Wohin tendierte er? Zum Guten? Zum Bösen? Das waren wieder einmal viele Fragen, auf die wir erst mühsam die Antworten finden mußten.

Roxane sagte, sie würde ihr Glück in Kürze wieder in anderen Dimensionen versuchen.

Es gab mit Sicherheit genug Hinweissplitter, die über viele Welten verstreut waren. Man mußte sie nur ausfindig machen und wie Puzzleteilchen zusammensetzen.

Ich konnte das nicht, denn mir fehlten dafür die übernatürlichen Fähigkeiten, derer sich Roxane bedienen konnte.

Die weiße Hexe war zurückgekehrt, um eine kleine Verschnaufpause einzulegen. Die kräfteraubenden Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit zwangen sie dazu, etwas kürzerzutreten.

Da sich Vickey Bonney und Jubilee immer noch nicht blicken ließen, rief ich Dean McLaglen an. Auch er war nicht da, aber sein Butler verriet mir, daß der Anwalt mit Vicky und Jubilee einer neuen Spur nachging.

Das beruhigte mich. Ich wußte zwar immer noch nicht, wo Vicky und

Jubilee waren, aber mir war wenigstens bekannt, wer sie begleitete. McLaglen hatte mein vollstes Vertrauen. Ich wäre glücklich gewesen, wenn ich das in Tucker Peckinpahs Fall auch hätte behaupten können.

Ein Wagen fuhr vor, und gleich darauf läutete es.

»Vielleicht Vicky und Jubilee«, sagte ich hoffnungsvoll zu Roxane und eilte aus dem Livingroom.

Aber vor der Tür standen Cruv und seine Freundin Tuvvana.

»Nett, euch zu sehen«, sagte ich und ließ sie ein.

»Hallo, Tony«, sagte der Knirps. Wie so oft trug er auch heute wieder seine schwarze Melone, um ein bißchen größer auszusehen. Und natürlich hatte er auch seinen Spazierstock dabei; nicht, um einen Showstar aus den dreißiger Jahren zu kopieren, sondern weil der Stock eine getarnte Waffe war, die Cruv gegen Schwarzblütler sehr gut einzusetzen verstand.

Ich führte die Kleinen ins Wohnzimmer. Nachdem sie Roxane begrüßt hatten, setzten sie sich. Ihre Beine waren zu kurz, deshalb berührten ihre Füße nicht den Boden.

Ein Blick in die Gesichter der beiden verriet mir, daß sie nicht zufällig vorbeikamen. Ich befürchtete eine neue unangenehme Überraschung. Eigentlich waren wir mit Problemen reichlich genug eingedeckt. Es bestand kein Bedarf an weiteren. Aber wer nahm darauf schon Rücksicht?

»Ihr habt etwas auf dem Herzen, richtig?« sagte ich.

»Ja, Tony«, antwortete Cruv.

»Was ist es? Heraus damit.«

Der häßliche Gnom wandte sich an seine zarte Freundin. »Tuvvana.« Er nickte ihr auffordernd zu.

Die Kleine strich sich eine Strähne ihres langen, dunklen Haares mit einer raschen Handbewegung aus dem Gesicht. »Seit ich mit euch Coor verlassen habe«, begann sie, »habe ich viel gesehen und dazugelernt.«

»Ein Glück, daß ihr Gnome eine so rasche Auffassungsgabe habt«, sagte ich. »Das hilft euch enorm, euch in eine neue fremde Umgebung einzugewöhnen.«

Cruv hatte seine Melone über den Silberknauf seines Stocks gehängt. Er lächelte. »Irgendein Plus müssen wir schließlich auch haben.«

»Ich verbrachte den Nachmittag in dieser großen Stadt«, fuhr Tuvvana fort. »Ich lief staunend durch die Straßen. Als ich in Bloomsbury aus einem Kaufhaus kam, verlor ich völlig die Orientierung. Aber nette Leute halfen mir. Eine Frau ging sogar ein Stück Weges mit mir. Irgendwann landete ich auf dem Soho Square…«

Sie hätte weitergesprochen, wurde aber von Boram abgelenkt, der lautlos ins Zimmer kam. Er war nur eine graue Nebelgestalt, bestand aus einem magischen Nesselgift und war ein weißer Vampir, der seit

einiger Zeit mit uns gegen die schwarze Macht kämpfte.

Es war nicht ratsam, ihn zu berühren, denn das war nicht nur schmerzhaft. Boram entzog einem dabei auch gleichzeitig Energie.

Er begab sich in eine Ecke des Raumes und verhielt sich ruhig. Tuvvana wußte, daß sie von ihm nichts zu befürchten hatte.

Ihr Blick löste sich wieder von Boram und richtete sich auf Roxane und mich. »Auf dem Soho Square sah ich ihn.«

»Wen?« wollte ich wissen.

»Xarr.«

Ich war sicher, daß ich diesen Namen noch nie gehört hatte. Ganz kurz schaute ich Roxane an, und ihr ratloser Blick verriet mir, daß auch sie mit diesem Namen nichts anfangen konnte.

»Xarr ist ein schwarzer Druide«, erklärte Cruv. »Tuvvana und ich kenne ihn von Coor.«

»Ich weiß nicht, warum er die Prä-Welt verlassen hat«, sagte Tuvvana. »Es steht nur fest, daß er es getan hat.«

»Und was hat das für Folgen?« wollte ich, wissen.

»Xarr ist ein Wolfsmann«, sagte Cruv.

»Ein Werwolf?« fragte ich.

»Er ist mehr als ein Werwolf. Werwölfe sind Wesen der Nacht«, erklärte der sympathische Gnom. »Menschen, die sich in Vollmondnächten in reißende Bestien verwandeln und über ihre Mitmenschen herfallen. Sie wurden angesteckt von einem schwarzen Keim oder haben den Wolfsgeist beschworen und wurden auf diese Weise zu Monstern. Aber sie beherrschen die schwarze Magie nicht…«

»Xarr beherrscht sie?« fragte ich.

»Als schwarzer Druide hat er gelernt, sich ihrer zu bedienen. Er ist nicht nur ein Monster, sondern auch ein gefährliches Höllenwesen. Er braucht den Mond nicht, um zum Wolf zu werden, und er muß auch nicht die Nacht abwarten. Xarr kann jederzeit zum Ungeheuer werden. Und er kann diese Fähigkeit auf seine Opfer übertragen.«

Ich spürte, wie meine Kehle eng wurde. »Warum kommt nicht mal jemand zu mir und teilt mir mit, daß ich bei irgendeinem Preisausschreiben den ersten Preis gemacht habe?« krächzte ich.

»Es bringt nichts, wenn du dich selbst bemitleidest, Tony«, sagte Roxane.

»Ich weiß. Vergeßt, was ich gesagt habe.« Ich musterte Tuvvana. »Kann es nicht sein, daß du dich geirrt hast. Ich meine, Coor ist weit weg. Und wenn Xarr schon die Welten gewechselt hat, muß er nicht ausgerechnet in London auftauchen, nicht wahr? Er könnte einen Doppelgänger haben. Jemand, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht.«

Ich hoffte, daß Tuvvana zögerte und eine solche Möglichkeit wenigstens in Betracht zog, aber sie schüttelte sofort den Kopf und

sagte, ein Irrtum wäre ausgeschlossen. Sie kenne Xarr zu genau, wäre ihm schon mal beinahe zum Opfer gefallen.

»Wie nahe bist du ihm gewesen?« wollte ich wissen. Ich hoffte immer noch auf eine kleine Chance.

»So nahe, wie ich dir jetzt bin«, antwortete Tuvvana. »Er saß in einem Taxi und fuhr an mir vorbei.«

»Ein Druide, der in einem Taxi durch die Stadt kutschiert… Was hatte er an?« fragte ich.

»Ganz gewöhnliche Kleidung.«

»Was nennst du eine ganz gewöhnliche Kleidung?«

»Wie man sie hier eben trägt. Einen hellen Trenchcoat, glaube ich.«

»Hat er dich gesehen?« wollte ich wissen.

»Nein, wohl kaum. Er schaute mich jedenfalls nicht an.«

Ich fuhr mir mit den Fingern durchs Haar. Ein schwarzer Druide kam nach London. Er kleidete sich wie wir, benützte ein Taxi, obwohl ihm wahrscheinlich auch andere Möglichkeiten zur Verfügung standen, um von einem Ort zum anderen zu gelangen. Er wollte einfach nicht auffallen. Aber der Zufall wollte es, daß Tuvvana ihn bemerkte.

Was hatte er vor?

»Was hast du dann getan?« fragte ich den weiblichen Gnom.

»Ich wollte ihm folgen. Er hatte das Taxi auf dem Soho Square bestiegen. Der Taxistandplatz war nicht weit. Es stand auch noch ein Wagen da, doch ehe ich ihn erreichte, stieg ein Mann ein und fuhr damit ab.«

»Und dann?«

»Dann lief ich nach Hause«, sagte Tuvvana.

Ihr Blick und der von Cruv verhieß nichts Gutes. Meine Kopfhaut spannte sich. Da Tuvvana einen Irrtum ausschloß, stand fest, daß ein schwarzer Druide von Coor herübergekommen war.

Ein Wolfsmann. Gefährlicher als die Monster, mit denen wir es bisher zu tun gehabt hatten.

Er befand sich irgendwo in der Stadt und konnte tun, was er wollte. Wer hätte ihn daran hindern sollen? Wir waren dazu nicht in der Lage. Denn um ihn zu bekämpfen, hätten wir wissen müssen, wo er steckte.

***

Xarr hatte sich unter die Menschen gemischt, war durch Pubs und Bars gezogen und hatte sich mit vielen Leuten unterhalten. Sie redeten mit ihm, als wäre er einer von ihnen. Es gefiel ihm, daß sie nicht den blassesten Schimmer hatten, wer ihnen gegenübersaß.

Sie hielten ihn für einen Menschen. Er täuschte sie alle, doch woher hätten sie das wissen sollen? Er hörte sich ihre lächerlichen, unwichtigen Probleme an und gab ihnen Tips. Er hetzte sie gegen ihre

Ehefrauen und Vorgesetzten auf, schürte geschickt ihren Zorn und ließ ihn zum Haß werden.

Es amüsierte ihn, auf diese Weise mit ihren Gefühlen zu spielen. Aber das war nur ein Anfang. Damit wollte er sich keinesfalls begnügen.

In einer Bar am Soho Square bekam er eine heiße Adresse. Dem Keeper war aufgefallen, daß er fremd in der Stadt war. Deshalb fragte er ihn, ob er etwas Aufregendes erleben wolle, und Xarr sagte ja.

Der Keeper bat ihn, sich einen Augenblick zu gedulden, und führte ein kurzes Telefonat.

Mit einem Namen und einer Adresse verließ Xarr die Bar, bestieg ein Taxi und freute sich auf das Mädchen, das ihn erwartete.

Sie wohnte neben einem Friedhof, und Xarr konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Totenacker zu betreten.

Er war immer noch da, stand jetzt vor dem Grab eines achtzehnjährigen Mädchens, das vor zwei Monaten beerdigt worden war. Er verschob mit Hilfe der Magie die Zeit und erlebte die Todesangst des Mädchens mit.

In jener Nacht, als sie starb, hatte dichter Nebel geherrscht. Norma Bond, so hatte sie geheißen, war bei Freunden gewesen, hatte mit ihnen gefeiert.

Norma hatte sich um einen gutbezahlten Job in der Werbebranche beworben und ihn bekommen. Das war ihr ein paar Flaschen Schnaps wert gewesen.

Ursprünglich hätte ihr Freund sie nach Hause fahren sollen. Als er dann aber so betrunken gewesen war, daß er kaum noch gerade stehen konnte, hatte Norma dankend abgelehnt und war zu Fuß heimgegangen.

Und nur eine Straße weiter war ihr Mörder auf sie aufmerksam geworden. Der Mann folgte ihr. Es fiel ihr nicht sofort auf, aber dann hörte sie seine Schritte. Er kam näher. Sie ging schneller, doch der Mann ließ sich nicht abschütteln.

Allmählich stieg Panik in Norma Bond hoch. Sie begann zu laufen, und der Mann lief ihr nach.

Xarr versetzte sich in die Person des Mörders. Er wollte die Tat so erleben, als hätte er sie begangen. In Gedanken wurde er zu dem Mann, der Norma Bond umgebracht hatte.

Er sah sich durch den Nebel hetzen, nahm undeutlich die Umrisse des schlanken, jungen Mädchenkörpers wahr, und sein Puls raste. Er stellte Norma in einem kleinen, menschenleeren Park. Sie war am Ende, konnte nicht mehr laufen.

Rothaarig war sie. Nicht besonders schön, aber doch irgendwie anziehend. Schweiß glänzte auf ihrer Stirn. Ihr Blick glich dem eines in die Enge getriebenen Rehs. Rasch hob und senkte sich ihr Busen. Sie atmete mit offenem Mund, war so erledigt, daß sie kein Wort

herausbrachte.

Jetzt hatte es ihr Mörder nicht mehr eilig. Langsam kam er auf sie zu. Als sie endlich reden konnte, fragte sie ächzend: »Warum verfolgen Sie mich? Was wollen Sie von mir?«

»Ist das so schwer zu erraten?«

»Wenn Sie… Wenn Sie mich anfassen, schreie ich um Hilfe!«

»Schrei nur. Niemand wird dich hier hören.«

Norma Bond wich zitternd zurück. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie schüttelte verzweifelt den Kopf. »Bitte… Bitte tun Sie mir nichts. Ich flehe Sie an, lassen Sie mich gehen.«

»Später. Erst möchte ich, daß du nett zu mir bist.«

»Das… das kann ich nicht. Ich bin nicht so ein Mädchen.«

»Jede ist *so ein Mädchen*. Du mußt nur wollen.« Der Mörder ging auf sie zu.

»Bitte… Bitte…«, bettelte Norma, doch es nützte ihr nichts.

Der Mann fiel über sie her. Sie wehrte sich verzweifelt, schrie auch, doch er rang sie nieder, hielt ihr den Mund zu und tat ihr Gewalt an. Aber das reichte ihm noch nicht. Er mußte sie hinterher auch noch erwürgen.

Und Xarr machte es zu seiner Tat.

Ein unbeschreibliches Gefühl durchpulste ihn danach.

Grinsend wandte er sich von Normas Grab ab, und sein kalt glitzernder Blick wanderte dorthin, wo das Mädchen wohnte, das auf ihn wartete.

Jetzt wollte er einen echten Mord verüben.

***

»Wie soll man in einer Millionenstadt wie London einen schwarzen Druiden finden?« fragte Cruv seufzend.

»Vielleicht kann uns der Weiße Kreis helfen«, sagte Roxane.

»Gute Idee«, sagte ich und war schon zum Telefon unterwegs.

Die Mitglieder des »Weißen Kreises« waren unsere Freunde. Im Keller ihres Hauses befand sich Yuums Auge. Wenn es in der Stadt oder sonstwo schwarze Aktivitäten gab, machte das Auge sie darauf aufmerksam.

Kam es gleichzeitig zu mehreren schwarzen Umtrieben, dann wählte das Auge selbständig jenes Geschehen aus, welches von unseren Freunden am schnellsten zu erreichen war.

Meine Finger flogen über die Tasten, und dann wartete ich, den Hörer ans Ohr gepreßt.

Am anderen Ende meldete sich Daryl Crenna alias Pakka-dee, der Gründer des »Weißen Kreises«, ein Mann aus der Welt des Guten. Er freute sich über meinen Anruf, wollte wissen, wie es mir gehe.

»Mittelprächtig. Ist bei euch alles in Ordnung?« fragte ich zurück.

»Yuums Auge macht uns auf Hexenumtriebe aufmerksam«, sagte Pakka-dee.
»Ich hab's befürchtet«, knurrte ich.
»Was meinst du damit, Tony?«
»Das Auge zeigt die Hexen-Aktivität - sonst nichts.«
Daryl Crenna lachte. »Das reicht, mein Lieber.« Er sagte, Fystanat, Tharpex und Anthony Ballard, der Hexenhenker und mein Ahnherr, wären losgezogen, um gegen das Hexenunwesen anzutreten. Er selbst hätte auch die Absicht, sich an diesem Kampf zu beteiligen. »Es sei denn, du brauchst meine Hilfe«, schränkte er ein.
»Ich hätte deine Hilfe schon gebraucht«, erwiderte ich. »Beziehungsweise die von Yuums Auge.« Ich erzählte ihm, was wir von Tuvvana erfahren hatten.
Einen schwarzen Druiden hatte das Auge des Weisen aus der Unendlichkeit jedoch nicht gezeigt. Es konzentrierte sich nach wie vor auf die Hexen-Aktivität.
Das bedeutete, daß wir diese Hoffnung begraben konnten.
»Alles Gute für das, was du vorhast, Daryl«, sagte ich. »Kommt ihr allein zurecht?«
»Zu viert müßten wir das Problem aus der Welt schaffen können«, sagte der Mann aus der Welt des Guten. »Laß bald wieder von dir hören.«
»Mach ich«, sagte ich und legte auf.
Um meine kleinen grauen Gehirnzellen anzuregen, lutschte ich ein Lakritzebonbon. Die berühmten Detektive der Weltliteratur zünden sich in solchen Situationen immer eine Zigarette an. Ich aber ließ mich in keine Schablone pressen, rauchte nicht und trank Pernod statt Whisky.
Nichts ist zermürbender, als ohnmächtig zu sein. Und das waren wir. Ohnmächtig, etwas gegen Xarr, den Wolfsmann, unternehmen zu können.
Cruv lieferte noch einen kleinen Nachtrag zur Person des schwarzen Druiden. »Er steht sehr gut mit Höllenfaust, dem Anführer der Grausamen 5.«
»Du meinst, wer gegen ihn vorgeht, könnte sich eventuell den Zorn der mächtigen Magier-Dämonen zuziehen«, sagte Roxane.
»Diese Gefahr besteht«, gab der Gnom zu.
»Verdammt, wenn ich eine Chance hätte, ihn anzugreifen, würde ich es dennoch bedenkenlos tun«, sagte ich grimmig. Plötzlich kam mir eine Idee. Ich schnippte mit dem Finger, und alle schauten mich aufmerksam an. »Was ist mit dem Taxifahrer, Tuvvana? Hast du ihn auch gesehen?«
»Ja, natürlich«, antwortete die Kleine.
»Würdest du ihn uns beschreiben?«

»Er war dick, hatte eine breite Knollennase, wulstige Tränensäcke und graues Haar.«

»Der müßte doch zu finden sein«, sagte ich. »Tuvvana, wenn du dir vielleicht auch noch das polizeiliche Kennzeichen des Taxis gemerkt hast, wirst du zum Kuß herumgereicht. Boram lassen wir natürlich aus.«

Die Kleine seufzte leise. »Tut mir leid, Tony. Aber auf die Nummer habe ich nicht geachtet.«

»Das macht nichts. Der Fahrer muß sich auch so finden lassen. Und wenn wir ihn aufgetrieben haben, fragen wir ihn, wohin er Xarr gefahren hat. Ich könnte mir vorstellen, daß uns das einen großen Schritt weiterbringt.«

***

Sie hieß Sharon Griffith, war einundzwanzig Jahre alt, naturblond und überdurchschnittlich hübsch. Ihr Elternhaus war nicht das allerbeste gewesen. Während ihr Vater nächtelang in Kneipen herumlungerte und das ganze Geld verspielte, das er als Hafenarbeiter verdiente, empfing ihre Mutter »gute Freunde«, wie sie sagte.

Sharon war damals noch zu klein gewesen, um zu begreifen, was ihre Mutter mit diesen Freunden machte, wenn sie sich mit ihnen ins Schlafzimmer zurückzog.

Es gab ein striktes Verbot: Wenn solche Freunde da waren, durfte Sharon das Schlafzimmer nicht betreten.

Sie hielt sich daran, obwohl ihr manchmal war, als würde Mutter um Hilfe rufen. Wenn Mutter aber später aus dem Schlafzimmer trat, sah sie nicht so aus, als hätte sie Hilfe gebraucht. Sie wirkte glücklich und zufrieden.

Irgendwann begriff Sharon, was hinter der geschlossenen Tür vor sich ging. Sie wußte, was das Keuchen der Männer und das Knarren des Bettes zu bedeuten hatte, und sie zog sich angewidert von ihrer Mutter zurück.

Heute dachte sie anders über diese Dinge.

Ihre Eltern, die nicht mehr lebten, hatten ihr nicht viel auf den Lebensweg mitgegeben. Nur ein gutes Aussehen und einen phantastischen Körper.

Mit siebzehn erkannte sie, daß das ein nicht zu unterschätzendes Kapital war. Wenn sie es richtig einsetzte, würde es sich gut verzinsen.

Sie kam zu der Erkenntnis, daß man im Leben nur das in die Waagschale warfen konnte, was man besaß, und so begann sie sich anzubieten.

Mochten die Leute über sie denken, was sie wollten. Sharon kümmerte sich nicht darum. Ihr ging es in erster Linie darum, auf bequeme Art überdurchschnittlich viel Geld zu verdienen, und das war

ihr mit jener Tätigkeit, die sie ausübte, möglich.

Es gab Leute in der Nachbarschaft, die sie verdammten und verachteten. In ihren Augen waren das Spießbürger, über die sie nur lachte. Sie kannte die doppelbödige Moral dieser Menschen. Da waren Ehepaare, die auf die andere Straßenseite hinüberwechselten, um ihren Gruß nicht erwidern zu müssen. Die Frauen machten empörte Gesichter, während ihr die Männer heimlich begehrliche Blicke zuwarfen. Sehr gern hätten sie einmal ein Mädchen wie sie im Arm gehalten. Aber davon würden sie ihr Leben lang nur träumen.

Die ersten Jahre hatte Sharon in einer kleinen Wohnung verbracht, doch nun gehörte ihr bereits ein eigenes kleines Haus, in das sie schon einiges Geld gesteckt hatte.

Der Erfolg konnte sich sehen lassen. Im Wohnzimmer standen solide Möbel. Teppichboden, Tapeten und Vorhänge bildeten eine in Farbe und Muster aufeinander abgestimmte Einheit. Es gab zahlreiche Beleuchtungskörper, so daß man den Raum nach der jeweiligen Stimmung in das entsprechende Licht tauchen konnte.

Sharon hatte keinen Innenarchitekten gebraucht, um den Raum geschmackvoll auszustatten. Sie hatte dem Ganzen ihren eigenen Stempel aufgedrückt und wohnte heute so, wie sie es als Kind nie gekonnt hatte.

Das Haus hatte nur einen einzigen Nachteil: Es stand direkt neben einem kleinen alten Friedhof, aber das störte Sharon Griffith nicht. Sie hatte keine Angst vor den Toten. Das Leben hatte sie gelehrt, daß man vielmehr die Lebenden fürchten mußte.

Sie hatte ihr Geschäft mit viel Geschick ausgebaut. Kellner und Barkeeper wählten für sie die Kunden aus. Sharon hatte es nicht nötig, jeden zu akzeptieren. Das wußten ihre Freunde, und sie schickten ihr nur Freier, von denen sie wußten, daß sie mit ihnen ins Geschäft kommen würde.

Natürlich bezahlte Sharon dafür. Eine Hand wäscht die andere, und man kann nicht nur nehmen, ohne zu geben.

Sie trug einen weißen Seidenanzug, hielt in der linken Hand eine Zigarette, in der rechten einen Drink und erwartete einen Mann namens Rod Ewart.

Er war in einer Bar am Soho Square gewesen und hatte ihre Adresse bekommen. Der Keeper hatte ihr gesagt, Ewart würde nicht übel aussehen, fremd in der Stadt und gut bei Kasse sein. Mit solchen Männern hatte Sharon immer gern zu tun.

Sie hatte sich für diesen Job ein Limit gesetzt. Mit dreißig wollte sie damit aufhören. Bis dahin mußte sie so viel Geld auf der hohen Kante haben, um sich aus dem aktiven »Berufsleben« zurückziehen zu können.

Sie würde England verlassen und vielleicht nach Australien gehen.

Das war ein großes Land, in dessen Anonymität sie sich verlieren konnte.

Sie würde dort ein ganz neues Leben anfangen. Mit dreißig war man dafür noch nicht zu alt. Und kein Mensch würde wissen, was sie vorher gemacht hatte.

Mit ihrem Geld würde sie sich Achtung und Ansehen verschaffen, vielleicht eine Schaffarm kaufen und einen kräftigen, gesunden Mann heiraten. Einen echten Naturburschen mit einem Gesicht, dessen Haut von Wind und Wetter gegerbt war, der keine Fragen stellte und den sie mit dem, was sie ihm gab, glücklich machte.

Sie lächelte immer verträumt, wenn sie an ihre Zukunft dachte. Neun Jahre trennten sie nur noch davon. In neun Jahren würde sie eine völlig andere Frau werden. Doch niemand würde die Verwandlung mitbekommen.

Sie zog an der Zigarette und nahm einen Schluck vom Drink. Der Rauch, der aus ihrer Nase sickerte, füllte das Glas mit kleinen, wirbelnden Wölkchen.

Sie blickte auf die Wanduhr aus getriebenem Kupfer und schätzte die Fahrtzeit vom Soho Square bis hierher ab. Rod Ewart würde mit dem, was er für sein gutes Geld geboten bekam, zufrieden sein. Bei Sharon ging es nicht einfach nur nüchtern zur Sache. Sie verstand es, dem Ganzen auch einen entsprechenden Rahmen zu geben. Keiner der Männer sollte das Gefühl haben, daß er hier etwas tat, wofür er sich schämen mußte.

Blitzschnell verstand es Sharon auch, herauszufinden, was bei ihren Freiern ankam. Sie stellte für jeden ein maßgeschneidertes Programm zusammen, damit es eine einmalige, unvergeßliche Nacht wurde.

Essen, Trinken, die richtig ausgewählte Musik… Das gehörte Sharons Ansicht nach alles dazu. Wer den primitiven Blitzangriff bevorzugte, war bei ihr an der falschen Adresse. Bei ihr mußte die Atmosphäre stimmen, bevor sie mit einem Mann ins Bett ging.

Es läutete.

Sharon drückte die Zigarette in den Aschenbecher und stellte ihr Glas weg. Da der erste Eindruck entscheidend ist, warf sie noch schnell einen prüfenden Blick in den goldgerahmten Wandspiegel.

Sie war mit ihrem Aussehen zufrieden. Rod Ewart würde es auch sein. Sie knipste ein freundliches Lächeln an und begab sich in die Diele.

Schwungvoll öffnete sie die Tür, aber im nächsten Moment fiel ihr Lächeln hilflos in sich zusammen, denn vor ihr stand jemand, der auf keinen Fall Ewart war.

Ewart war ihr fremd. Diesen Mann aber kannte sie. Er war schlaksig und blond. Sein Gesicht war von Sommersprossen bedeckt. Er war so alt wie sie. Als Kind war Sharon mächtig verknallt in ihn gewesen. Er

hatte im Nachbarhaus gewohnt, und sie hatten sich die glühendsten Liebesbriefe geschrieben. Daß die Briefe vor Fehler gestrotzt hatten, hatte sie nicht gestört.

»John«, sagte Sharon Griffith überrascht. »John Taylor.«

Er lächelte sie verlegen an, schlug die Augen gleich wieder nieder. »Hallo Sharon.«

Er war so gekleidet, daß die Vermutung nahelag, es würde ihm nicht gutgehen.

»Wie geht es dir, Sharon? Du siehst blendend aus.«

»Es geht mir prima.«

»Darf ich reinkommen?«

Sie dachte an Rod Ewart, der jeden Augenblick eintreffen würde, und sie wußte nicht, wie sie sich entscheiden sollte. Aber in John Taylors Haltung war etwas, das ihr Mitleid weckte.

»Okay«, sagte sie deshalb und gab die Tür frei.

Sie hatte vor, John so rasch wie möglich wieder los zu werden. Wenn er wollte, konnte er morgen wiederkommen. Dann würde sie sich für ihn Zeit nehmen. Schließlich war es ihr nicht unangenehm, ihn wiederzusehen. Im Gegenteil, sie freute sich über seinen Besuch, wenn er sich dafür auch eine ungünstige Zeit ausgesucht hatte. Aber das hatte John ja nicht wissen können.

Sie führte ihn in den Livingroom, und er pfiff beeindruckt durch die Zähne. »Du wohnst ja direkt luxuriös. Sharon Griffith, das arme kleine Mädchen aus dem Nachbarhaus.«

»Es steht nirgendwo geschrieben, daß man bleiben muß, was man ist«, erwiderte sie.

»Ich bin ganz deiner Ansicht, Sharon. Denkst du noch manchmal an unsere gemeinsame Kindheit?«

»Manchmal.«

»Sie liegt meilenweit hinter uns, was? Ich fühle mich irgendwie alt, Sharon. Ich habe vom Leben einige schmerzhafte Tritte bekommen.«

Sie überlegte, wie lange sie ihn nicht gesehen hatte. Fünf Jahre mußten es mindestens sein. Fünf Jahre… Sechzehn war sie damals gewesen. Merkwürdig, John hatte sich kaum verändert. Seine Züge waren nur etwas markanter und männlicher geworden.

»Wie hast du mich gefunden?« fragte Sharon.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich hörte vor einem halben Jahr zufällig von einem Kollegen deinen Namen.«

»Du wolltest Schauspieler werden…«

»Das bin ich auch geworden. Aber ich habe mir diesen Job etwas zu leicht vorgestellt. Ich hatte keine Ahnung, wie viele Schauspieler es gibt. Gute, mittelmäßige, schlechte. Sie alle träumen von Karriere, Ruhm und Reichtum. Nur die wenigsten schaffen es.«

»Hältst du dich für einen guten Schauspieler?« fragte Sharon.

»Naja, man sagt, ich hätte Talent. Aber man überhäuft mich nicht gerade mit Angeboten. Ich schlage mich so recht und schlecht durch. Ein bißchen Werbung. Ab und zu eine kleine Rolle in einem Fernsehstück…«

Sharon bot ihm keinen Drink an und bat ihn auch nicht, sich zu setzen. Sie mußte ihn los werden. Sie hatte ihm schon mehr Zeit gewidmet, als sie verantworten konnte.

Ewart würde es nicht gefallen, einen anderen Mann bei ihr anzutreffen. Das sah so nach Fließbandabfertigung aus.

»Hör mal, John…«, begann sie. »Es war wirklich sehr nett von dir, daß du reingeschaut hast, aber ich erwarte Besuch… Tut mir leid… Ich schmeiße dich ungern hinaus, aber…«

John Taylor nickte ernst. »Ich verstehe schon, Sharon.«

»Hör mal, wie wär's, wenn du morgen wiederkommen würdest? Wir könnten uns auch irgendwo treffen, wenn dir das lieber wäre. Es würde mir sehr gefallen, mit dir über alte Zeiten zu plaudern.«

Er musterte sie traurig. »Ich hatte gehofft, du würdest mir helfen.«

»Helfen? Wobei?«

»Ich dachte, ich könnte für ein paar Tage bei dir wohnen.«

»Bei mir wohnen? Hier? Wie stellst du dir das vor, John? Das ist ausgeschlossen.«

»Ich hätte dich bestimmt nicht belästigt, wenn ich wüßte, wohin ich soll«, sagte der junge Schauspieler. »Diesmal ist es besonders knüppeldick gekommen. Ich stehe ohne Engagement und Obdach da, bin abgebrannt. Den ganzen Tag renne ich von Besetzungsbüro zu Besetzungsbüro. Die einen vertrösten mich auf ein andermal. Die anderen lassen mich gnadenhalber noch vorsprechen, bevor sie sagen, daß die Rolle doch nichts für mich ist. Oder sie sagen: ›Ist gut. Lassen Sie Ihre Adresse da. Sie hören von uns‹.« Er seufzte. »Adresse. Nun habe ich nicht einmal mehr die.«

»Wieso nicht? Was ist passiert? Wo hast du bisher gewohnt?«

»Bei einem Mädchen.«

»Und?«

»Sie war nicht allein, als ich heute nach Hause kam. Sie hatte einen Kerl bei sich. Ich erwischte die beiden in flagranti, wie das so schön heißt.«

»Armer John.«

Er knirschte laut mit den Zähnen. »Ich hätte die beiden am liebsten umgebracht.«

»Das kann ich dir nachfühlen«, sagte Sharon. »Aber bei mir kann ich dich nicht aufnehmen. Ich bin…«

»Ich weiß, was du machst, Sharon.«

»Stört es dich nicht?«

»Es scheint so, als hättest du das Beste aus deinem Leben gemacht.

Sieh mich an…«

»Du darfst den Kopf nicht hängen lassen, John. Wir werden eine Lösung finden.«

»Du wirst mir helfen?«

»Klar. Um der alten Zeiten willen. Und weil ich gemerkt habe, daß ich dich immer noch gern habe. Nur… Hier kannst du nicht bleiben. Ich kann keinen Lauscher an der Wand gebrauchen.« Sie holte ihre Handtasche und gab ihm Geld. »Hier nimm.«

»Nein, Sharon, das kann ich nicht annehmen.«

»Warum denn nicht?«

»Ich habe trotz allem meinen Stolz.«

»Sieh es als Darlehen an. Du gibst es mir wieder, sobald du kannst, einverstanden? Nimm dir ein Hotelzimmer, und ruf mich morgen an.«

Er blickte auf die Geldscheine in seiner Hand. »Das ist mir furchtbar peinlich, Sharon.«

»Braucht es dir nicht zu sein. Wir sind doch Freunde, und unter Freunden ist es üblich, daß man sich hilft.«

»Danke«, sagte er ergriffen. »Das werde ich dir nie vergessen.«

»Schon gut. Aber nun mußt du gehen.«

»Ich melde mich morgen. Ganz bestimmt.«

Sie nickte lächelnd. »Und ich werde Zeit für dich haben, das verspreche ich dir.«

Er verließ das Haus, und drei Minuten danach schellte der Mann, den Sharon Griffith erwartete.

Er nannte sich Rod Ewart, aber es war Xarr, der Wolfsmann!

***

Wir schwärmten sofort aus, um den Taxifahrer zu suchen, den Tuvvana beschrieben hatte. Zum Glück hatte der Mann kein Dutzendgesicht. Dadurch erhöhten sich unsere Chancen, ihn zu finden.

Während Cruv und Tuvvana die Taxistandplätze zwischen Paddington und Soho abklappern wollten, fuhren Roxane und ich direkt zum Soho Square.

In der Mitte dieses Platzes ragt das Standbild Karls II. auf, und an der Ostseite befindet sich die katholische Kirche St. Patrick. Unweit davon stand ein Taxi.

Ich stoppte meinen schwarzen Rover dahinter und stieg aus.

»Ich warte hier«, sagte Roxane.

»Okay.« Ich ging nach vorn und klopfte an die Seitenscheibe.

Der Fahrer kurbelte das Fenster hinunter. »Sir?«

Ich beschrieb ihm seinen Kollegen und sagte ihm, daß ich den Mann dringend suchte.

»Tut mir leid, Sir, aber ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte der Taxifahrer.

»Sie kennen den Mann nicht?«
»Ich bin für meinen Schwiegersohn eingesprungen. Den hat die Grippe erwischt. Liegt mit hohem Fieber im Bett. Normalerweise fahre ich nicht mehr mit dem Taxi. Ist mir schon zu anstrengend.«
»Vielen Dank trotzdem.«
»Keine Ursache.«
Ich kehrte zu meinem Wagen zurück.
»Nichts«, sagte Roxane. »Das sehe ich dir an.«
»Warum sollte ich mich verstellen?« gab ich zurück.
Zwei Fahrgäste stiegen in den Wagen vor uns, und ich setzte den Rover ein Stück zurück, denn eigentlich gab es hier ein Halteverbot - Taxis ausgenommen. Wir warteten, bis ein anderes Taxi den Standplatz ansteuerte. Dann stieg ich abermals aus und begab mich nach vorn. Am schönsten wäre es natürlich gewesen, wenn in dem Fahrzeug gleich der Dicke mit der Knollennase gesessen hätte. Aber so sehr wurde ich denn doch nicht vom Glück verwöhnt.
Diesmal hatte ich keinen Grund, enttäuscht zu sein.
»Das ist Harold Janssen«, sagte der Fahrer, sobald ich die Beschreibung losgeworden war.
»Wo kann ich ihn finden?« wollte ich wissen.
»Hatte Probleme mit dem Getriebe. Mußte in die Garage. Möglich, daß er da noch ist.«
Ich ließ mir die Adresse der Garage geben und fuhr mit Roxane hin. Es war in Clerkenwell, Rosebery Avenue. Die Garage war riesengroß und so gut wie leer. Alle Fahrzeuge waren unterwegs - bis auf drei. Das eine war nur noch ein zerbeulter Schrotthaufen. Dem zweiten fehlten die Vorderräder. Am dritten wurde gearbeitet. Das mußte der Wagen sein, in dem Xarr gesessen hatte.
Diesmal kam Roxane mit. Sie öffnete den Wagenschlag und beugte sich in das Auto.
»He! He! He!« rief unten in der Grube ein ölverschmierter Mann. »Sehen Sie nicht, daß an dem Vehikel gearbeitet wird, Lady?«
Roxane nickte mir zu. Das bedeutete, daß sie eine schwarze Reststrahlung entdeckt hatte. Es war also der richtige Wagen. Nun brauchten wir den Fahrer dazu.
Ich ging in die Hocke. Zwei Männer arbeiteten an dem Auto. »Ist einer von Ihnen Mr. Harold Janssen?« fragte ich.
»Nee. Was wollen Sie von Harold?«
»Eine Auskunft.«
»Sind Sie von der Polizei?«
»Privatdetektiv«, gab ich zurück.
»Und was wollen Sie wissen?«
»Von Ihnen, wo ich Mr. Janssen finde.«
»Höchstwahrscheinlich zu Hause.«

»Und wo ist das?«

Ich bekam die Adresse und bedankte mich. Wir stiegen wieder in den Rover.

»Wir sind auf der richtigen Spur, Tony«, sagte Roxane.

»Ja, aber es ist noch verfrüht, zu frohlocken«, sagte ich. »Wenn Janssen sich an den Fahrgast nicht mehr erinnert - oder wenn er vergessen hat, wo Xarr ausstieg, sind wir nicht schlauer als jetzt. Es wäre auch denkbar, daß sich Xarr irgendwohin bringen ließ, wo er nun nicht mehr anzutreffen ist.«

»Wo bleibt deine gesunde optimistische Einstellung?« fragte Roxane schmunzelnd.

»Wir müssen auch einen Mißerfolg in Betracht ziehen.«

Ich fuhr los. Cruv meldete sich über das Autotelefon. Er und Tuvvana hatten einen Taxifahrer aufgetrieben, der ihnen den Namen des gesuchten Kollegen nennen konnte.

»Harold Janssen«, sagte ich:

»Teufel, du nimmst einem auch jede Freude«, beklagte sich der Gnom.

»Entschuldige. Es wird nicht wieder vorkommen«, gab ich lächelnd zurück. Cruv erfuhr von mir, was wir in Erfahrung gebracht hatten. Dann schickte ich den Kleinen und seine Freundin nach Hause. »Den Rest erledigen Roxane und ich allein«, sagte ich.

»Ihr braucht unsere Hilfe nicht?« fragte Cruv leicht gekränkt.

»Vorläufig kommen wir ohne euch zurecht. Sollte sich das ändern, lasse ich es dich umgehend wissen.«

»Seht euch vor. Xarr ist ein gefährlicher Höllenhund.«

»Ein Höllenwolf«, verbesserte ich den Knirps und schob den Hörer in die Halterung. Die Warnung des Gnoms kam etwas zu früh. Wir waren noch nicht einmal bei Janssen gewesen, und es war fraglich, ob wir hinterher wissen würden, wo Xarr steckte.

***

Sharon Griffith forderte ihren »Gast«, auf, es sich bequem zu machen. Sie half ihm aus dem Trenchcoat, hängte diesen in der Diele an einen Kleiderhaken und führte Ewart ins Wohnzimmer.

»Ich hatte dich früher erwartet«, sagte sie. Es sollte kein Vorwurf sein. Es ging ihr nur um die zwanglose Konversation, damit der Mann rasch auftaute und sich entspannte.

Erfahrungsgemäß waren die meisten Männer am Anfang ein bißchen verspannt, gehemmt. Sie hatten zwar den Entschluß gefaßt, die Nacht mit einem Mädchen zu verbringen, aber die Idee war eine Sache, die Ausführung eine andere.

»Ich bekam nicht gleich ein Taxi«, sagte Xarr. »Und dann fand der Fahrer die Straße nicht.«

»Macht nichts. Nun bist du hier. Das ist die Hauptsache. Setz dich doch. Du nimmst doch einen Drink?«

Xarr hatte nichts dagegen. Sharon fragte ihn, was er haben wolle. Er ließ sie für ihn auswählen.

»Magst du Musik?« erkundigte sie sich.

Er nickte.

»Was hörst du gern?« wollte sie wissen.

Wieder überließ er es ihr, die Wahl zu treffen. Sie legte eine Platte auf, von der sie sicher war, daß sie bei ihm ankommen würde. Und sie versuchte, den Mann in diesen ersten Minuten zu katalogisieren, um sich auf ihn einstellen zu können und zu wissen, wie sie ihn behandeln mußte.

Zum erstenmal gelang ihr das nicht. Merkwürdig.

Dieser Mann war irgendwie anders. Im Laufe ihres jungen Lebens hatte Sharon Griffith viele Männer kennengelernt, doch keiner ließ sich mit Rod Ewart vergleichen.

Er sah gut aus, war tipptopp gekleidet und schien gute Manieren zu haben. Seine Stimme hatte einen weichen, angenehmen Klang, und sein Lächeln wirkte nett und gewinnend.

Trotzdem glaubte Sharon, eine leichte Reserviertheit in ihm zu entdecken. Dagegen mußte sie ankämpfen. Nur wenn es ihr gelang, diesen Mann aus der Reserve zu locken, würde es eine unvergeßliche Nacht für ihn werden, und darauf kam es ihr an. Es sollte ihn nicht reuen, viel Geld bei ihr losgeworden zu sein.

Sie tastete ihn mit ihren Fragen behutsam ab und versuchte sich ein Bild von ihm zu machen. Sehr schnell fand sie heraus, daß er weder über seinen Beruf noch über den Ort reden wollte, wo er lebte.

Er schien aus keiner Stadt zu kommen. Was sie mühsam aus ihm herauskitzelte, ließ sie annehmen, daß er sich sehr lange in einer sehr einsamen Gegend aufgehalten hatte.

»Gefällt es dir in London?« fragte sie.

»Ungemein«, antwortete Xarr und dachte an die vielen Menschen, die hier lebten. Menschen… Opfer!

»Hast du vor, länger hierzubleiben?« erkundigte sich das blonde Mädchen.

»Ich denke, ich werde mich hier niederlassen«, sagte Xarr.

»Wunderbar. Dann wirst du mich ja öfter besuchen.«

»Kann schon sein.«

Es ließ sich nicht vermeiden, vom Geld zu reden. Sharon machte das so dezent wie möglich. Sie hatte darin schon Erfahrung. Und sie wußte, daß diese Sache immer vorher geregelt werden mußte. Hinterher zahlten Männer nicht mehr so gern.

Er gab ihr das Geld nicht in die Hand, sondern legte es auf den Tisch, und sie ließ es liegen, als wäre es im Augenblick die größte

Nebensächlichkeit.

Irgendwie wurde sie aus ihm nicht schlau, und das machte sie ein wenig unsicher. Sie hoffte, daß es ihm nicht auffiel.

Sharon sorgte dafür, daß sie sich allmählich körperlich näherkamen. Das ging in den meisten Fällen von ihr aus, denn das hatten die Männer gern. Nur wenn sie merkte, daß der Kunde lieber die Initiative ergriff, blieb sie passiv.

Sie sagte ihm, daß sie ihn attraktiv finde und daß sie sich auf das freue, was vor ihnen lag. Als sie ihn küßte, legte er seine Arme um sie, und sie spürte, wie hart seine Muskeln waren. Einem Mann wie ihm war sie noch nie begegnet. Er war in vielerlei Hinsicht einmalig.

Sie vermeinte eine Kälte zu spüren, die von ihm ausging. Aber sie fühlte sich davon nicht abgestoßen, sondern auf eine mysteriöse Weise angezogen.

Rod Ewart verwirrte sie. Die meisten Männer vermochte sie nicht zu beeindrucken. Wenn sie mit ihnen zusammen war, blieb alles an der Oberfläche. Keiner hatte bisher einen bleibenden Eindruck hinterlassen, wenn er gegangen war.

Bei Ewart würde es anders sein, das wußte sie jetzt schon. Er schaffte es, ihre Gleichgültigkeit zu durchbrechen.

Seine Hände streichelten ihren Körper, und ihr liefen wohlige Schauer über den Rücken. Sie brauchte sich nicht zu verstellen, mußte nicht spielen. Es war tatsächlich ungemein angenehm, mit Rod zusammen zu sein.

Als es Zeit war, das Schlafzimmer aufzusuchen, bat sie ihn um fünf Minuten. »Ich möchte nur schnell duschen«, flüsterte sie.

Er entließ sie mit einem langsamen Nicken, und sie zog sich zurück.

Als sie wiederkam, trug sie einen ockerfarbenen Bademantel, und sie roch nach Eukalyptus. Sie streckte ihm beide Hände entgegen und sagte: »Komm. Du bist der erste Mann, den ich wirklich haben will.«

Er ging grinsend auf sie zu, und sie führte ihn in das angrenzende Schlafzimmer. Die Übergardinen waren zugezogen, damit niemand hereinsehen konnte.

Vor dem breiten Bett blieb Sharon stehen. Ein kleines, erwartungsvolles Lächeln umspielte ihre vollen Lippen. »Möchtest du, daß ich dich ausziehe?«

»Keine schlechte Idee«, sagte er schmunzelnd. Ihr kam vor, als wäre seine Stimme etwas rauher geworden. Die Worte hatten sich wie ein dumpfes Knurren angehört. Oder hatte sie sich geirrt?

Sharon verschwendete keinen weiteren Gedanken daran. Ihre schlanken Hände glitten unter das Jackett des Mannes, den sie begehrte, und sie streifte ihm den Stoff langsam von den Schultern. Sie nahm ihm die Krawatte ab und öffnete die Knöpfe seines Hemds.

Seine Brust war dicht behaart.

»Ich liebe behaarte Männer«, flüsterte sie und hauchte ihm einen brennenden Kuß auf die Brust.

Nachdem sie ihm das Hemd ausgezogen hatte, nestelte sie an seinem Gürtel herum. Er legte seine Hand auf ihre und sagte: »Das mach' ich selbst.«

Sie kicherte. »Okay.«

»Geh ins Bett.«

»Ja, mein Gebieter«, sagte sie amüsiert und löste die Schleife ihres Bindegürtels. Der Frotteemantel öffnete sich, und Xarr sah ihren sündhaft schönen nackten Körper.

Das schwarze Blut begann in seinen Schläfen zu hämmern. Sharon streifte den Bademantel ab wie die Schlange ihre alte Haut. Ohne Scham präsentierte sie Xarr ihren makellosen Leib. Er starrte auf ihre wohlgeformten Brüste, und sein Atem ging schneller.

Sie schenkte ihm einen vielversprechenden Blick und legte sich aufs Bett. Träge wälzte sie sich auf den Bauch und wartete.

Der, Mann drehte sich um. Sie lächelte. Schämte er sich vor ihr? »Ist es dir lieber, wenn ich das Licht ausmache?« fragte sie.

»Nein«, knurrte er. »Ich möchte, daß du mich siehst.«

Auch sein Rücken war behaart. Ein rassiger Mann…

Aber was war das? Wuchsen aus seinen Poren weitere Härchen? Das konnte doch nicht sein. Sharon schaute genauer hin. Tatsächlich, auf Rod Ewarts Rücken sprossen immer mehr Haare - und so schnell!

Da Xarr sich von ihr abgewandt hatte, konnte sie nicht sehen, was mit seinem Gesicht passierte. Es bedeckte sich ebenfalls mit Haaren, und eine schreckliche Wolfsschnauze bildete sich, mit langen, gefährlichen Reißzähnen.

Seine Fingernägel wurden länger, wuchsen zu messerscharfen Krallen, und seine Ohren wurden lang und spitz.

Die Geräusche, die er ausstieß, machten Sharon plötzlich Angst.

»Rod!« stieß sie heiser hervor. »Rod, was ist mit dir? Bist du okay?«

Ja, er war okay. Und wie!

Aggressiv knurrend fuhr er herum und präsentierte sich seinem Opfer in seiner ganzen Scheußlichkeit.

Kein Wunder, daß Sharon Griffith in diesem schrecklichen Augenblick an ihrem Verstand zweifelte.

***

Die Straße in Knightsbridge war menschenleer. Alte graue Häuser reihten sich schmucklos aneinander. Gern wohnte hier bestimmt niemand.

Kreidezeichnungen an den Wänden. Ordinäre Worte. Eindeutige Darstellungen. Hier war Harold Janssen zu Hause. *Wenn* er zu Hause war.

Das Tor, das ich öffnete, ächzte laut. Janssens Name stand gleich an der ersten Tür rechts. Roxane und ich hörten einen Radioapparat quäken. Ich klopfte, und eine korpulente Frau öffnete. Sie paßte gut zu ihrem dicken Mann. Ein wenig abspecken hätte ihnen beiden mit Sicherheit nicht geschadet.

Die Frau trug eine Schürze, die vor Busen und Bauch mächtig spannte. »Sie wünschen?« fragte sie nicht besonders freundlich. Ihr Blick pendelte zwischen Roxane und mir mißtrauisch hin und her.

»Mrs. Janssen?«

»Jenna Janssen. Ja, das bin ich.«

»Ist Ihr Mann zu Hause?« fragte ich.

»Was wollen sie von ihm?«

»Wir müssen ihn etwas fragen, Mrs. Janssen.« Obwohl mir von ihr Eiseskälte entgegenschlug, blieb ich freundlich. Um ihren Argwohn zu zerstreuen, zeigte ich ihr meine Detektivlizenz.

»Irgend etwas nicht in Ordnung, Ma?« fragte hinter der korpulenten Frau ein Halbwüchsiger. Er wollte damit wohl klarstellen, daß er seiner Beschützerrolle gerecht werden würde, falls dies nötig sein sollte.

»Laß nur, Harold. Es ist alles okay«, sagte seine Mutter. Aber er verschwand nicht wieder, sondern blieb hinter ihr stehen.

»Mein Mann ist mit dem Taxi unterwegs«, sagte Jenna Janssen.

»Das war er«, korrigierte ich. »Nun steht sein Wagen in der Garage und wird repariert.«

»Aber er ist nicht heimgekommen!« sagte Jenna Janssen empört. »Na warte, mein Lieber, du kannst was erleben.« Sie schüttelte drohend die große Faust, vor der man wirklich Angst haben konnte. »Anstatt heimzukommen, sitzt er jetzt bestimmt in einer Kneipe und läßt es sich gutgehen. Männer… Sie sind alle gleich. Zuerst kommt für sie immer die Kneipe, und dann erst die Familie.«

Es war mir unangenehm, Schwierigkeiten für Harold Janssen heraufbeschworen zu haben, aber das ließ sich nun nicht mehr ändern.

Seine Frau würde ihm tüchtig den Kopf waschen, wenn er nach Hause kam. Vielleicht würde er mächtig sauer auf mich sein. Ich gab der Frau trotzdem eine von meinen Karten und bat sie, ihrem Mann zu sagen, er möge mich anrufen.

Jenna Janssen nickte energisch. »Er wird Sie anrufen, Mr. Ballard. Mit einer dicken Lippe und wackelnden Zähnen. Unser gutes Geld trägt er in die Kneipe. Das gewöhne ich ihm ab.«

Als ich mit Roxane wieder im Rover saß, sagte sie: »Im Hause Janssen hängt der Haussegen jetzt gehörig schief.«

»Wenn wir Pech haben, redet Janssen kein Wort mit uns«, erwiderte ich. »Ich werde ihn fragen, was er ausgegeben hat und ihm das Geld

geben. Was hältst du von dieser Idee? Dann hat Jenna Janssen keinen Grund mehr, auf ihn böse zu sein. Und er braucht auch nicht mehr böse auf uns zu sein.«

»Ich bin sicher, daß du die Geschichte mit Geld in Ordnung bringen kannst«, sagte Roxane.

»Aber inzwischen wird Xarrs Vorsprung immer größer.«

»Das läßt sich leider nicht vermeiden.«

***

Der Werwolf stieß sich ab.

Sharon Griffith schrie in heller Panik auf. Das Monster flog mit vorgestreckten Pranken und weit aufgerissener Schnauze auf sie zu. Eine grauenvolle Mordgier glitzerte in den Lichtern der Bestie. Lang wie Dolche waren die Reißzähne des Ungeheuers.

Sharon warf sich zurück.

Sie begriff nichts mehr. Nie im Leben hätte sie geglaubt, daß es diese Monster wirklich gab. Sie hatte in Büchern davon gelesen, hatte Filme im Fernsehen und im Kino gesehen. Aber das war Phantasie gewesen. Erfundenes, das den Leuten das Gruseln beibringen sollte.

Aber jetzt… Das hier war entsetzliche Realität! Rod Ewart hatte sich zum Tier verwandelt!

Kaum hatte sie sich zurückgeworfen, da landete das Ungeheuer neben ihr im Bett. Unter seinem Gewicht schwang die Matratze durch.

Sharon wurde heftig geschüttelt, drehte sich auf die Seite und kippte über die Bettkante. Hart landete sie auf dem Boden. Ein prickelnder Schmerz durchzuckte ihren linken Ellenbogen. Sie war fast wahnsinnig vor Angst.

Über ihr tauchte der schreckliche Wolfsschädel auf, und dann stieß die Schnauze herab. Wieder entrang sich der Kehle des Mädchens ein gellender Schrei, und sie rutschte auf dem Boden blitzartig unter das Bett.

Der Werwolf begann zu wüten. Er zerfetzte das Laken, schlitzte mit seinen harten Krallen die Kissen auf. Weiße Federn wirbelten hoch und sanken in dichter Fülle ringsherum nieder.

Sharon kroch bis zur Bettmitte. Todesangst peinigte sie. Ihre Augen schwammen in Tränen, und sie glaubte, das rasende Herz müsse ihr zerspringen.

Sie sah die Beine des Werwolfs. Jetzt ließ er sich auf die Pranken fallen, und dann stieß sein Schädel mit den glühenden Lichtern auf sie zu.

Er knurrte und zog die Lefzen hoch. Sie schlug mit den Fäusten nach ihm, traf die Schnauze, und das Untier schnappte nach ihr. Entsetzt riß sie die Fäuste zurück.

Ein Reißzahn schrammte über ihren Arm und verletzte sie. Die

Wunde blutete sofort, und der Anblick des Blutes machte den Werwolf wie rasend.

Er kroch ebenfalls unter das Bett. Sharon stemmte sich von ihm weg, so schnell sie konnte. Er wuchtete sich kraftvoll hoch, das Bett kippte gegen die Wand, und das nackte Mädchen lag schutzlos vor der grausamen Bestie.

Aus! Vorbei! schoß es Sharon Griffith durch den Kopf.

Und dann warf sich das mordlüsterne Untier auf sie. Sie versuchte den Werwolf zurückzustoßen, kämpfte verzweifelt mit ihm, krallte ihre Finger in das dichte, weiche Fell. Aber da war plötzlich die Schnauze an ihrer Kehle…

Ein fürchterlicher Schmerz. Tausend Sonnen schienen vor Sharons angstgeweiteten Augen zu explodieren. Sie wollte wieder schreien, doch sie hatte keine Stimme mehr.

Sekunden später verlor sie ihr Leben an Xarr.

Und kurze Zeit später zeigte sich, daß sich Xarr ganz erheblich von gewöhnlichen Werwölfen unterschied.

Knurrend richtete er sich auf. Sein Fell war blutbesudelt. Er leckte mit der langen Zunge darüber, und dann stieß er ein schauriges Geheul aus.

Sein ganzer Körper schien unter Strom zu stehen. Er war in diesem Moment aufgeladen mit schwarzer Energie, und diese Kraft floß auch auf sein Opfer über.

Dünne, milchweiße Schlieren schwebten von ihm fort und auf Sharon Griffith zu. Sie senkten sich auf das nackte Mädchen und sickerten in die Verletzungen, an denen sie gestorben war.

Etwas Unglaubliches geschah: Die Wunden schlossen sich!

Langsam kamen sich die Wundränder näher, als würden sie von einem unsichtbaren Faden zusammengezogen. Sobald sie sich berührten, war ein leises Schmatzen zu hören. Die Wundränder schienen sich aneinander festzuhaken. Das milchige Weiß blieb noch eine Weile auf ihnen liegen, und als es sich verflüchtigte, war keine Verletzung mehr vorhanden.

Gleichzeitig damit setzte Xarrs Rückverwandlung ein. Der schwarze Druide nahm wieder sein gewohntes Aussehen an, und als nichts mehr von einem Wolf an ihm zu entdecken war, erwachte Sharon Griffith zu neuem Leben.

Das nackte Mädchen hatte keine Angst mehr vor Xarr. Sie stand langsam auf und faßte sich an die Kehle.

Darin lag der große Unterschied. Was andere Werwölfe töteten, war tot und blieb tot. Nur jene Opfer, die eine Verletzung davongetragen hatten, liefen Gefahr, sich in der nächsten Vollmondnacht in ein Monster zu verwandeln.

Sharons Augen richteten sich auf den schwarzen Druiden. Sie war zu

einem Teil von ihm geworden. Er hatte sie zu seinem Werkzeug gemacht. Wenn sie nun tötete, würde es so sein, als hätte er es selbst getan.

Ganz kurz bleckte sie die Zähne. Sie zeigte ein gefährliches Raubtiergebiß und knurrte aggressiv.

Der schwarze Druide hatte den ersten Höllenwolf geschaffen!

***

Vicky Bonney und Jubilee kamen spät nachts nach Hause. Sie hatten wieder eine Niete gezogen. Jubilee ließ sich im Wohnzimmer in einen Sessel fallen. Sie trug das brünette Haar so kurz geschnitten, daß man sie bei flüchtigem Hinsehen für einen Jungen halten konnte. Wenn man sie aber genauer ansah, erkannte man sehr genau, daß sie ein verdammt hübsches Mädchen war.

Ihre braun gesprenkelten Augen waren traurig auf mich gerichtet. »Ich werde meine Eltern nie wiedersehen, Tony.«

»Das darfst du nicht sagen. Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben, Jubilee. Du wirst sehen, eines Tages finden wir die richtige Spur.«

»Wenn ich mich nur an die Zeit erinnern könnte, die ich bei meinen Eltern verbrachte.«

»Du warst vier Jahre alt, als der Dämon Cantacca dich nach Coor entführte. Dreizehn Jahre sind seither vergangen.«

»Ja. Dreizehn Jahre. Ich frage mich, ob es überhaupt noch einen Sinn hat, meine Eltern zu suchen. Sie haben sich damit abgefunden, daß ich nicht mehr bin. Bestimmt glauben sie, ich wäre tot. Es könnte für sie ein schlimmer Schock sein, wenn ich ihnen auf einmal gegenübertrete. Sie haben ein kleines Kind verloren und bekommen ein siebzehnjähriges Mädchen wieder. Was sollen sie heute mit mir anfangen?«

»Ihr Herz wird dich erkennen. Sie werden dich mit offenen Armen aufnehmen und dir die Liebe schenken, auf die du dreizehn Jahre verzichten mußtest. Geh jetzt zu Bett, Jubilee. Es ist schon spät. Vielleicht klappt es ein andermal. Und wenn nicht… Bei uns zu leben, ist auch nicht so schlecht.«

»Bestimmt nicht«, sagte Jubilee, erhob sich und küßte mich auf die Wange. »Gute Nacht, Tony. Du bist wunderbar.«

»Ach komm, hör auf.«

»Du bist so verständnisvoll.«

»Ab mit dir, sonst schwillt mir noch der Kamm«, sagte ich und gab dem sympathischen Prä-Welt-Floh einen leichten Schubs.

»Gute Nacht, Vicky«, sagte sie, und dann verließ sie den Livingroom.

»Sie tut mir leid«, sagte Vicky und kam zu mir. »Den ganzen Tag hat sie von ihren Eltern geredet. Was sie ihnen alles erzählen würde. Wie sie zu ihnen sein würde… Als wir erkennen mußten, daß wir uns den

Weg hätten sparen können, war sie wieder sehr enttäuscht.«

Roxane trat ein, und wir berichteten meiner blonden Freundin, was zur Zeit in Schwebe war.

»Wenn ich helfen kann…«, sagte Vicky Bonney sofort.

»Das ist vorläufig nicht nötig«, erwiderte ich. »Erst mal muß sich Harold Janssen melden. Dann werden wir weitersehen.«

Mein Vorschlag, ebenfalls zu Bett zu gehen, fand allgemein Anklang.

Eine halbe Stunde später kuschelte sich Vicky eng an mich, und so schliefen wir ein.

Tags darauf meldete sich Janssen nicht. Er war also wirklich sauer auf mich, aber darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Ich brauchte seine Aussage.

Also begab ich mich nach Knightsbridge und erdreistete mich, noch einmal an die Tür der Janssens zu klopfen. Wieder öffnete mir die korpulente Frau.

»Sie scheinen vom Pech verfolgt, Mr. Ballard«, sagte Jenna Janssen. »Mein Mann ist wieder nicht zu Hause.«

»War er's zwischendurch wenigstens mal?«

»Ja, das schon.«

»Das freut mich für Sie, Mrs. Janssen.«

»Er kam heim, eine halbe Stunde nachdem Sie fortgefahren waren. Ich roch sofort, daß er getrunken hatte, und machte ihm die Hölle heiß. Ich habe eine sehr gute Handschrift. Was ich ihm eingebleut habe, vergißt Harold nicht so schnell.«

Von Emanzipation schien man in dieser Familie noch nichts gehört zu haben. Hier hatte nur Jenna Janssen die Hosen an, und der Rest hatte nach ihrer Pfeife zu tanzen.

»Haben Sie ihm nicht gesagt, er soll mich anrufen?« fragte ich.

»Doch. Hat er's nicht getan?«

»Leider nein. Ist er wieder mit dem Taxi unterwegs?«

»Das Taxifahren ist sein Nebenjob. Hauptberuflich arbeitet er als Kranführer.«

»Welche Baustelle?«

Sie sagte mir, wo ich ihren Mann finden würde, und ich verabschiedete mich.

»Was glauben Sie denn so wichtiges von Harold erfahren zu können, Mr. Ballard?« wollte die Frau noch wissen.

»Er hatte einen Verbrecher im Wagen.«

»O mein Gott. Einen Mörder vielleicht?«

»Ja, Mrs. Janssen. Einen Mörder. Ich hoffe, daß ich den Mann mit der Aussage Ihres Mannes dingfest machen kann.«

»Dafür drücke ich Ihnen beide Daumen.«

***

David Vaughn hatte einen ziemlich reich gefüllten Terminkalender. Für ein beschauliches Privatleben blieb ihm kaum Zeit. Deshalb war auch seine Ehe vor zwei Jahren in die Brüche gegangen. Er hatte damit gerechnet. Es hatte ihn nicht überrascht, als seine Frau eines Tages die Koffer packte und zu ihren Eltern zurückkehrte.

Der Rest war dann nur noch eine Sache der Anwälte. Es gab keine guten Worte und keine Versöhnungsversuche. Nüchtern und verhältnismäßig schnell - und auch sauber - wurde die Ehe geschieden. Vaughns Frau bekam, was ihr zustand, und er konnte es sich leisten, freiwillig sogar noch etwas draufzulegen.

Er war ihr nicht böse, daß sie nicht bei ihm geblieben war. Sie hatten ja doch so gut wie nichts von einander gehabt. Manchmal, wenn er lange nach Mitternacht nach Hause gekommen war, hatte er sie nebenan im Bett weinen gehört. Auf die Dauer war das für sie beide kein Zustand gewesen.

Nach der Scheidung schwor er sich, nie wieder zu heiraten. Da er auf Sex aber nicht verzichten wollte, schaute er sich nach etwas Passendem um. Und er geriet an Sharon Griffith.

Das Mädchen hatte zwar keine Hochschulbildung, aber sie war nicht dumm. Im Gegenteil, er staunte manchmal über ihre Intelligenz und ihre rasche Auffassungsgabe. Sie hatte zudem einen gesunden Menschenverstand, so daß es durchaus möglich war, sehr ernste Gespräche mit ihr zu führen.

Und der Clou war, daß zwei seiner besten Entscheidungen nicht auf seinem, sondern auf ihrem Mist gewachsen waren. Natürlich durfte er das niemals publik machen, sonst war er als vielgefragter Politiker erledigt.

Er saß in zahlreichen Gremien und Ausschüssen. Seine Gegner nannten ihn einen Ämterkumulierer, einen Hans Dampf in allen Gassen. Man behauptete, er wäre ein gewissenloser Multifunktionär, dem es nur darum ginge, so viele Jobs wie möglich auf sich zu vereinigen, aber anhaben konnte man ihm nichts, denn was unter seiner Verantwortlichkeit getan wurde, hielt den Angriffen politischer Gegner jederzeit stand.

Bei einem so dichtgedrängten Programm, wie es David Vaughn täglich absolvierte, hatte er keine Zeit, um die Gunst einer Frau zu werben. Er fand es praktischer, zwischen zwei Terminen schnell mal bei Sharon vorbeizuschauen und sich von ihr ein wenig verwöhnen zu lassen.

Sie wußte von seinen Zeitnöten und machte es in den meisten Fällen möglich, daß er zu ihr kommen konnte. Es gab kaum mal einen Termin, den sie nicht verschieben konnte, um für den Politiker frei zu sein.

Er saß in seinem großen Büro, ein stattlicher Mann mit

vorspringendem Kinn und seidig-dünnem Haar. Vor ihm lag ein Bericht, den er gewissenhaft studierte.

Seine Sekretärin meldete sich über die Sprechanlage. »Robert Gless auf Leitung eins, Mr. Vaughn.«

Der Politiker nahm das Gespräch an. »Robert, altes Haus. Willst du dich vergewissern, ob ich noch weiß, wann wir uns sehen? Heute mittag im Club. Richtig?«

»Das Treffen kannst du streichen, David«, sagte Gless gepreßt.

Vaughns Miene verdüsterte sich. »Was ist passiert?«

»Du weißt, ich bin dein Freund, David, und ich habe persönlich nichts gegen dich. Aber ich muß an meine Karriere denken. Es ist einigen Leuten schon lange ein Dorn im Auge, daß ich den Kontakt zu dir nicht abbreche, und du weißt, daß ich deinetwegen schon einige Schwierigkeiten zu meistern hatte. Irgend jemand hat nicht dichtgehalten. Es kam raus, daß ich dich im Club zu treffen beabsichtigte, und nun kam ein Anruf… Naja, du weißt ja, wie das so geht. Ich bin nicht stark genug, um ständig gegen den Strom schwimmen zu können. Man hat mir klargemacht, daß ich politisch nicht mehr tragbar sein würde, wenn ich mich in aller Öffentlichkeit mit dir treffe…«

»Dahinter steckt Christopher Shaw von der überregionalen Gewerkschaft, hab ich recht?«

»Keine Namen, David. Okay? Und vergiß das Essen im Club.«

»Wir sollten miteinander reden, Robert. Nicht am Telefon. Unter vier Augen. Von Freund zu Freund. Was hältst du davon? Du willst meinetwegen keinen Ärger haben. Das sehe ich ein. Hast du was dagegen, wenn ich zu dir komme?«

»In mein Haus?«

»Dieselbe Zeit. Ich bestelle irgend etwas in dem Restaurant bei dir gleich um die Ecke, und dann unterhalten wir uns mal in aller Ruhe über unsere sogenannten Freunde:«

»Na schön, David. Um zwölf bei mir.«

»Danke, Robert.« Vaughn drückte auf einen Knopf der Gegensprechanlage. »Miss Dunaway.«

»Ja, Mr. Vaughn?«

»Zu Mittag erreichen Sie mich in ganz dringenden Fällen nicht im Club, sondern in Robert Gless' Haus.«

»Ist schon notiert, Sir.«

»Gut. Und nun verbinden Sie mich mit Sharon Griffith.«

***

Es hatte viel Arbeit gegeben, und Sharon Griffith war spät ins Bett gekommen. Sie lag immer noch darin, schlief aber nicht mehr.

Rod Ewarts Besuch und all das, was danach passiert war, kam ihr wie

ein böser Traum vor, doch wenn sie in sich hineinhorchte, erkannte sie, daß das Erlebnis grausamste Realität gewesen war.

Sie war das Opfer eines Werwolfs geworden!

Und sie war gestorben!

Daß sie dennoch weiterlebte, hatte sie ausgerechnet dem zu verdanken, der sie umgebracht hatte. Die neue Kraft, die sie ausfüllte, war von ihm auf sie übergegangen.

Sie fühlte sich mit ihm seither auf eine geheimnisvolle Weise verbunden. Was immer sie unternahm - er würde davon Kenntnis haben.

Er war in ihr. Er schaute durch ihre Augen, steuerte sie von nun an. Es waren seine Entscheidungen, die sie ausführte.

Noch in der Nacht hatte sie ihr Schlafzimmer in Ordnung gebracht - das Bett wieder an seinen Platz gestellt, das Blut weggewaschen, die Bettfedern abgesaugt, das Bettzeug erneuert.

Erst dann war sie schlafen gegangen, und obwohl sich Rod Ewart längst zurückgezogen hatte, war er noch bei ihr… in ihr!

Mit offenen Augen lag Sharon da und blickte nachdenklich zur Decke. Man sollte keine Zukunftspläne machen, die sich über Jahre erstrecken. Zu dieser Erkenntnis war sie gekommen. Was hatte sie alles vorgehabt.

Nichts würde nun daraus werden.

Australien, ade. In neun Jahren hatte sie auswandern wollen. Sie hatte ein neues Leben anfangen wollen. Aber dieses neue Leben hatte gestern schon begonnen, und sie dachte nicht mehr daran, aus London fortzugehen.

Nein, sie würde hierbleiben, denn sie wollte demjenigen nahe sein, der das aus ihr gemacht hatte, was sie nun war.

Sie fing an, neue Pläne zu schmieden. Pläne, die Ewarts Zustimmung finden mußten. Sie war nicht mehr ihr eigener Herr, hatte jetzt jemanden über sich. Sie ordnete sich gern unter, würde von nun an bestrebt sein nur noch das zu tun, was ihm gefiel. Es würde ihr leichtfallen. Sie brauchte sich von ihm nur lenken zu lassen. Der Geist, der von ihrem Körper Besitz ergriffen hatte, würde automatisch das Richtige tun.

Ein Geräusch riß Sharon aus ihren Gedanken. Ein leises Knurren drang aus ihrem Mund. Sie richtete sich auf und lauschte.

Die Haustür klappte zu. Schlüssel klirrten. Das Radio spielte plötzlich. Jemand war gekommen!

Mrs. Norman, die Reinemachefrau!

Sharon hatte nicht an sie gedacht. Es war Alda Normans Tag. Die Frau begann sofort mit der Arbeit. Ein Stuhl wurde zurechtgerückt, Zeitschriften an ihren Platz gelegt. Der Staubwedel trat in Aktion.

Sharon wollte die Frau nicht in ihrem Haus haben. Nicht heute. Ihr

Blut, das sich in der vergangenen Nacht schwarz gefärbt hatte, geriet in Wallung. Ein grausamer Ausdruck erschien in ihren Augen, und ein Gedanke, der sie mehr und mehr faszinierte, ergriff von ihr Besitz.

Mord!

Ja, sie hatte die Möglichkeit, zum erstenmal zu töten. Wenn sie wollte, könne Alda Norman ihr erstes Opfer sein. Sollte sie ihre Kraft an ihr versuchen?

Sie kannte ihre neuen Fähigkeiten noch nicht, mußte erst lernen, damit umzugehen, sie effektvoll genug einzusetzen. Rod Ewart hatte ihr zu einer gefährlichen Kraft verholfen, zu einem grausamen Mordtrieb, der sie jetzt immer hungriger werden ließ.

Rod Ewart… Warum nannte sie ihn eigentlich immer noch so? Schon längst kannte sie sein düsteres Geheimnis. Es war auch zu ihrem geworden. Sie wußte, woher er kam, daß er ein schwarzer Druide war und mit richtigem Namen Xarr hieß.

Irgendwie gehörte dieser Name auch zu ihr, denn sie war nicht mehr allein Sharon Griffith. Nein, genau genommen war sie Sharon Griffith-Xarr!

Sie verließ das Bett und zog ihren pastellfarbenen Schlafrock an. Alda Norman war heute etwas früher dran als sonst. Für gewöhnlich gehörte ihr an diesen Vormittagen das Haus allein, denn Sharon hatte keine Lust, ihr bei der Arbeit zuzusehen. Sie fuhr immer in die City und rief von unterwegs stündlich an, um zu hören, ob jemand telefonisch nach ihr verlangt hatte.

Die Reinemache-Frau notierte gewissenhaft jeden Anruf. Sie konnte sich auf Alda Norman verlassen.

Sharon blickte zur Tür. Es war, als hätte Xarr einen Stein ins Wasser geworfen. Immer weitere Kreise würde das nun ziehen. Bald würde auch Alda Norman ihm gehören, und sie würde nach Hause gehen und ihren Mann töten…

Bald würde Xarr in vielen Körpern sein!

Ein grausames Lächeln huschte über Sharons Gesicht. Sie öffnete die Schlafzimmertür.

Alda Norman fuhr mit einem leisen Aufschrei herum und faßte sich ans Herz. »Meine Güte, haben Sie mich erschreckt. Ich wußte nicht, daß Sie zu Hause sind, Miss Griffith.«

Sie war rundlich, trug eine Kleiderschürze, und ein Kopftuch umspannte ihr graues Haar. Den Staubwedel hielt sie wie ein Florett.

»Ich habe schlecht geschlafen«, sagte Sharon.

Der Wolf war noch nicht zu sehen, aber sie merkte deutlich, wie sich die gefährliche Kraft in ihr aufrichtete.

»Sie sind doch nicht etwa krank?« fragte Alda Norman besorgt. »Brauchen Sie etwas? Soll ich Lindenblütentee kochen?«

Sharon Griffith musterte die Frau. Alt war Alda Norman. Schon über

sechzig. Ein jüngeres Opfer wäre ihr lieber gewesen. Die Mordlust verflachte ein wenig in ihr.

»Ich brauche nichts«, sagte sie unwillig.

»Ich verstehe. Sie wollen Ihre Ruhe haben. Ich kann auch morgen kommen. Oder übermorgen. Das macht mir nichts aus. Mir ist ein Tag so recht wie der andere, Miss Griffith. Sie brauchen mir nur zu sagen, wann ich meine Arbeit tun kann, dann richte ich mich darauf ein. Das ist überhaupt kein Problem.«

Alt ist sie, dachte Sharon. Alt und verbraucht. Sie wird sich kaum wehren, wenn ich sie angreife. Vielleicht trifft sie vor Schreck der Schlag, wenn ich mich verwandle. Dann komme ich um mein Vergnügen.

Alda Norman kam näher. »Sie wirken so geistesabwesend, Miss Griffith. Irgend etwas stimmt mit Ihnen nicht. Sie sollten lieber wieder ins Bett gehen. Wenn ich ehrlich sein soll - heute gefallen Sie mir gar nicht. Sie sehen irgendwie wächsern aus.«

Wenn sie mich anfaßt, ist sie verloren! dachte Sharon, und in diesem Moment streckte Alda Norman die Hand aus.

Da wollte der Wolf zum Vorschein kommen.

Sharon merkte, wie ihre Fingernägel länger wurden, und sie spürte die Wolfskraft in sich aufsteigen. Die Bestie hatte sich bis vor Augenblicken nur in ihrer Seele befunden. Jetzt dehnte sie sich nach allen Richtungen aus, stach durch ihr Fleisch und befand sich schon knapp unter der Haut.

Gleich würde die Metamorphose einsetzen.

Dann war Alda Norman verloren!

Als ihre Finger das Mädchen fast erreicht hatten, schrillte das Telefon, und sie zog die Hand schnell zurück.

Ein dünner Schweißfilm glänzte auf Sharons Stirn. Sie konnte sich schon fast nicht mehr beherrschen. Ob alt oder nicht alt; menschliches Leben war in dieser Frau, und das sollte sie nicht behalten.

Mrs. Norman begab sich zum Telefon. Bevor sie abhob, warf sie Sharon einen fragenden Blick zu. »Sind Sie für jemanden zu sprechen?«

Dem blonden Mädchen fiel ein, daß sie sich mit John Taylor verabredet hatte. John wäre ihr als Opfer viel lieber gewesen.

»Ja«, sagte sie deshalb schnell.

Die Reinemache-Frau griff nach dem Hörer. »Bei Miss Griffith«, meldete sie sich. Sie lauschte mit offenem Mund, hielt die Sprechmuschel dann zu und sagte: »David Vaughn.«

Auch er war Sharon als Opfer viel lieber als Mrs. Norman, deshalb nickte sie rasch.

»Einen Augenblick, Mr. Vaughn«, sagte Mrs. Norman und übergab den Hörer. Dabei berührte sie Sharons Hand, und sie zuckte

zusammen. Kalt, sehr kalt war Sharon Griffiths Hand. Merkwürdig. Dabei sah das Mädchen aus, als hätte es Fieber. Sie hätte glühendheiß sein müssen.

Der erste Laut, den Sharon hervorbrachte, war ein gepreßtes Knurren. Sie räusperte sich und sagte dann so freundlich wie möglich: »Hallo, David. Schön, daß du anrufst.«

Er sollte das Gefühl haben, daß sie sich über seinen Anruf freute, daß sie ihn schon ein wenig vermißt hatte, und es gelang ihr ziemlich gut, ihm dieses Gefühl zu vermitteln.

»Ich würde gern mal wieder ein bißchen Zeit optimal anlegen«, sagte der Politiker.

»Freut mich, daß du dabei an mich denkst«, sagte Sharon lächelnd.

Alda Norman zog sich zurück. Es gehörte sich nicht, anderen beim Telefonieren zuzuhören. Außerdem merkte sie, daß sie hier heute fehl am Platz war. Sie zog ihre Kleiderschürze aus und hängte sie an den Haken, brachte den Staubwedel an seinen Platz und holte ihren Mantel.

»Wann möchtest du kommen?« fragte Sharon den Politiker.

»Ich könnte in zwanzig Minuten bei dir sein.«

»Hört sich gut an. Und wie lange kannst du bleiben?«

»Leider nicht sehr lange.«

»Also wie immer. Ich freue mich trotzdem auf dich«, sagte Sharon, und das war nicht gelogen.

Es würde nicht lange dauern, bis er so war wie sie, dafür würde sie sorgen.

»Ich bereite mich inzwischen auf dich vor«, sagte sie. »Ich habe eine Überraschung für dich.«

Er lachte. »Was ist das?«

»Wenn ich es dir am Telefon verraten würde, wäre es keine Überraschung mehr. Verschwende deine Zeit nicht mit Telefonieren. Setz dich in deinen Wagen und komm her. Ich sage nur soviel: Noch nie hat sich die Fahrt so sehr gelohnt wie heute, das kann ich dir versprechen.«

Er lachte wieder. »Du machst mich neugierig. Ich bin schon unterwegs. Einmal werden wir etwas tun, was wir noch nie getan haben, Sharon: Wir werden eine ganze Nacht zusammen verbringen.«

»Das wäre großartig«, sagte Sharon und legte auf.

Die Reinemache-Frau stand in der Tür und verabschiedete sich. Sie gab dem Mädchen einige Ratschläge und wußte doch, daß Sharon keinen einzigen befolgen würde.

Sie sagte, sie würde übermorgen kommen, und Sharon war das recht. Das Mädchen lächelte geheimnisvoll.

Übermorgen wirst du sterben, Alda Norman, dachte sie.

Und die Frau verließ das Haus, ohne zu ahnen, daß sie nur ganz

knapp dem Tod entronnen war.

***

Harold Janssen arbeitete in Holborn. Man hatte alte Häuser abgerissen und war nun im Begriff, ein wolkenkratzerähnliches Gebilde zu errichten. Ziemlich hoch ragte das Stahlgerüst schon in den grauen Himmel. Der Wind wirbelte mehligen Staub hoch und warf ihn mir ins Gesicht, als wäre ich hier nicht erwünscht.

Ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie sich die Gemüter an diesem Großprojekt erhitzt hatten. Wochenlang waren die Zeitungen voll mit diesem Thema gewesen.

London hatte sich in zwei Lager gespalten. Pro und Kontra hatte sich bekriegt, und zwar mit äußerst harten Bandagen. Auf der einen Seite standen jene, die für den Fortschritt waren, auf der anderen Seite die Denkmalschützer.

Jede Partei hatte ihre Argumente, die sich nicht schlecht anhörten.

Ein Mann hatte es damals verstanden, sich wirkungsvoll in Szene zu setzen: David Vaughn. Seine Reden waren schließlich das Zünglein an der Waage gewesen. Er führte die Entscheidung herbei, daß die alten Häuser abgerissen und mit dem Bau dieses Bürohausgiganten begonnen werden konnte.

Sein Trumpf hatte Arbeitsplatzbeschaffung gelautet. Damit hatte er alles überstochen, was die anderen ausspielten.

Es gab nicht nur einen Kran auf dem Gelände, sondern Dutzende. Um Janssen schneller zu finden, begab ich mich ins Baubüro. Hektik herrschte in der Baracke. Irgend etwas mußte schiefgelaufen sein, denn einige Arbeiter standen vor einem Schreibtisch, an dem ein Mann saß, auf den sie alle gleichzeitig einredeten.

Eine Meute Jagdhunde hatte den Fuchs gestellt, und der biß nun wütend um sich. So kam mir diese Szene vor. Immer wieder brüllte der Mann am Schreibtisch in den Wortschwall, der ihm entgegenbrandete. Er war gut bei Stimme und ließ sich nicht unterkriegen. Es fielen rauhe Worte. Anderswo hätten sie Ehrenbeleidigungsklagen nach sich gezogen, doch hier schienen sie zum Alltag zu gehören. Niemand fühlte sich tödlich beleidigt.

Als von einem wilden Streik die Rede war, drohte der Mann am Schreibtisch durchzudrehen. Er schmetterte die Faust auf den Tisch und setzte der lautstarken Diskussion damit ein Ende.

Er schickte die Männer an ihre Arbeitsplätze. Sollte es einer wagen, die Arbeit niederzulegen, könne er sich gleich seine Papiere holen, bekamen sie zu hören.

Murrend zogen sie ab. Keiner beachtete mich. Als ich mit dem bulligen, hemdsärmeligen Mann am Schreibtisch allein war und ihn ansprechen wollte, läutete das Telefon.

»Craig«, meldete er sich.
»…«
»Nun kommen Sie mir bloß nicht damit, Mr. Webster«, schrie Craig gleich wieder. »Das können Sie mit mir nicht machen.«
»Verdammt noch mal, es interessiert mich einen Dreck, woher Sie die Leute nehmen. Sie haben einen Vertrag mit uns, und wenn Sie den nicht erfüllen, sind Sie raus aus dem Geschäft. Was das für Sie bedeutet, wissen Sie. Dann können Sie Konkurs anmelden. Also strengen Sie sich an. Sie kriegen keine Stunde Aufschub von mir. Ich habe Termine einzuhalten, und die lasse ich Ihretwegen nicht platzen.« Craig warf den Hörer in die Gabel. »Idiot!«
Er lehnte sich seufzend zurück, legte die Hände auf sein Gesicht und massierte die Augen.
»Mr. Craig«, sagte ich.
Er ließ die Hände sinken und musterte mich mißtrauisch. »Wer sind Sie denn?«
»Tony Ballard, Privatdetektiv.«
»Hat einer meiner Jungs etwas ausgefressen?«
»Ich möchte Harold Janssen nur ein paar Fragen stellen.«
»Das geht jetzt nicht. Janssen hat zu tun.«
»Es dauert bestimmt nicht länger als fünf Minuten.«
Craig musterte mich wieder. »Eine wichtige Sache?«
»Sehr wichtig.«
»Warum kümmert sich nicht die Polizei darum?«
»Ich kann in diesem Fall mehr erreichen«, behauptete ich, und seltsamerweise zweifelte Craig nicht an meinen Worten. Er griff nach einem Walkie-talkie.
»Hank!«
»Ja, Mr. Craig?«
»Schick Harold Janssen in mein Büro.«
»Aber…«
»Tu, was ich dir sage. Scottie soll Janssens Kran übernehmen. Ist höchstens für zehn Minuten.«
»Danke«, sagte ich zu dem Mann am Schreibtisch. Er war eine echte Persönlichkeit. Man brauchte viel Energie, um den Laden hier zu schmeißen. Ich zweifelte nicht daran, daß Craig alles bestens im Griff hatte.
Ein dicker Mann mit Knollennase trat ein.
Harold Janssen.
Endlich hatte ich ihn gefunden.

***

Kalt und böse war Sharons Lächeln. Sie zählte die Minuten. Ein Prickeln brannte unter ihrer Haut. Ungeduldig wartete sie auf das

Eintreffen des Politikers.

Abermals schlug das Telefon an, und diesmal befand sich John Taylor am anderen Ende der Leitung. »John«, sagte Sharon erregt. »Wie schön, deine Stimme zu hören.«

»Ich wollte nicht schon am frühen Morgen anrufen«, sagte er. »Ich wußte nicht, wie lange du schlafen würdest.«

»Ich bin zwar eben erst aufgestanden, aber wach bin ich schon eine ganze Weile«, sagte Sharon und lechzte nach seinem Blut, nach seinem Leben. »Ich habe über dich und dein Problem nachgedacht.«

»Ist dir eine Lösung eingefallen?«

»Ich glaube ja.«

»Ich hatte gehofft, daß du mich nicht im Stich läßt. Du bist ein wunderbares Mädchen, Sharon.«

Sie lachte gekünstelt. »Ich hab' ja noch nicht mal was für dich getan.«

»Du hast mir gestern mit Geld ausgeholfen.«

»Es war ein Darlehen.«

»Ich werde es auch ganz bestimmt zurückzahlen«, versprach John Taylor. »Bist du allein, Sharon?«

»Ja, John. Ich bin allein. Niemand ist bei mir, und ich erwarte auch niemanden«, log sie.

»Du sagtest gestern, wir könnten uns zusammensetzen und von alten Zeiten reden.«

»Ich weiß, was ich gesagt habe, John. Hast du Lust, zu mir zu kommen?«

»Oh, ich würde sehr gern kommen, wenn ich nicht störe.«

»Unsinn, du störst doch nicht. Du warst mein erster und bester Freund, und ich freue mich, daß uns das Schicksal wieder zusammengeführt hat. Vielleicht schaffen wir es, von nun an zusammenzubleiben. Würde dir das gefallen? Ich kenne ein paar Leute. Sie haben eine Menge Geld und sitzen an den richtigen Schalthebeln. Wenn ich sie bitte, mir einen Gefallen zu erweisen, werden sie es tun. Bestimmt bekommst du schon bald einige gute Angebote. Mach dir um deine Zukunft keine Sorgen, John. Sie ist gesichert.«

»Ich… ich weiß nicht, wie ich dir dafür danken soll«, sagte John Taylor ehrlich ergriffen. »Mit dir zusammenzubleiben, wäre sehr schön für mich.«

Das läßt sich machen, dachte Sharon Griffith grausam. Du wirst in Kürze zum Rudel gehören, wirst mithelfen, daß es sich rasch vergrößert, und auch dein Leitwolf wird Xarr, der schwarze Druide, sein!

***

»Sie sind also Ballard!« sagte Harold Janssen grimmig. »Mann, ich

hätte Lust, Ihnen mit meiner Faust ein Ding zu verpassen…«

»Reiß dich zusammen, Harold!« schaltete sich Craig ein. »Du hast es immerhin mit einem Privatdetektiv zu tun.«

Ich brauchte seine Unterstützung nicht und bat, mit Janssen unter vier Augen sprechen zu dürfen. Craig erhob sich daraufhin wortlos und verließ das Baubüro.

»Meine Alte hat mir die Hölle heißgemacht!« beklagte sich Janssen. »Sie ist ein herzensgutes Mädchen, solange ich jeden Penny abliefere und um jede Kneipe einen großen Bogen mache. Aber wenn ich mal vom Pfad der Tugend abweiche, den sie für mich festgelegt hat, ist was gefällig.«

»Das tut mir leid, Mr. Janssen. Ich war nicht darauf aus, Ihnen Schwierigkeiten zu machen.«

»Sie haben es aber getan, verdammt. Jenna ist ziemlich nachtragend. Es werden Wochen vergehen, bis ich wieder meine Ruhe habe.«

Ich fragte ihn, was er ausgegeben hatte und ersetzte ihm den Betrag. Ich rundete die Summe noch auf, und er wurde um ein paar Teilstriche freundlicher.

»Was wollen Sie wissen?« erkundigte er sich.

»Am Soho Square stieg gestern abend ein Mann in Ihr Taxi.«

»Getriebeschaden. Verflucht sei die alte Karre!« knurrte Janssen. »Jetzt wollen sie's auch noch mir anhängen. Ich soll das Getriebe kaputtgemacht haben. Wenn sie damit durchkommen, ziehen sie mir von dem bißchen Geld, das ich verdiene, auch noch was ab.«

Ich beschrieb Xarr und fragte, ob sich Janssen an ihn erinnern könne.

Der Dicke mit der Knollennase nickte zu meiner Freude sofort.

»War irgendwie ein komischer Kauz.«

»Wieso?« fragte ich.

»Stumm und kalt wie ein Fisch. Dabei war er zu einem Mädchen unterwegs, bei dem er was erleben wollte.«

»Woher wissen Sie das? Hat er es Ihnen gesagt?«

»Der?« Janssen lachte gallig. »Der hätte mir nicht einmal verraten, wie spät es ist. Weiß der Teufel, warum er so zugeknöpft war. Vielleicht befürchtete er, sich zu verplappern. Muß ein böses Geheimnis sein, das er mit sich herumträgt.«

Der Mann wußte nicht, wie haargenau er damit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

»Er ist ein Mörder«, sagte ich. Das war zwar bei weitem nicht alles, was Xarr war, aber mehr hätte Janssen nicht verdaut.

Der Dicke zog die Luft geräuschvoll ein. »Und den habe ich durch die Stadt gekarrt.«

»Wie heißt das Mädchen, zu dem Sie ihn gebracht haben?« wollte ich wissen.

»Sharon Griffith. Sie ist eine… Sie wissen schon. Man kennt in

einigen Bars ihren Namen, und wenn jemand Geld für ein Schäferstündchen ausgeben möchte, kriegt er ihre Adresse. Ich bin durch Zufall drauf gekommen, hatte vor etwa einem Monat einen Fahrgast, der viel gesprächiger war und auch zu diesem Mädchen wollte.«

Janssen wußte nicht, wieviel Glück er gehabt hatte. Xarr hätte in seinem Taxi zum Wolf werden und über ihn herfallen können. Ich verriet es ihm nicht, um ihn nicht noch nachträglich zu schocken, aber ich machte mir große Sorgen um Sharon Griffith, die gestern Nacht Besuch von einem gefährlichen Wolfsmann gehabt hatte.

Xarr mit dem Mädchen allein… Ich stellte mir die Situation vor, und es rieselte eiskalt über meinen Rücken.

***

Sie hatte sich ein wenig zurechtgemacht, trug noch den Schlafrock, aber nichts mehr darunter. So hatte David Vaughn sie am liebsten. Er war der einzige Kunde, bei dem sie die Eile akzeptierte.

Vaughn war ein großartiges Opfer. Er kannte viele Menschen, kam weit herum, war bis in die allerhöchsten Kreise hinauf bekannt. Das hieß, daß sich das Wolfsrudel bald aus vielen Schichten der Londoner Gesellschaft rekrutieren würde.

Xarr konnte damit zufrieden sein.

Und er war es auch.

Er befand sich nicht in Sharons Haus, jedenfalls nicht körperlich. Dennoch wußte er, was passierte. Nichts geschah mehr ohne sein Wissen und sein Einverständnis.

Sharon begab sich in die Küche und füllte Eiswürfel in einen silbernen Thermosbehälter. Wenngleich David Vaughn auch immer in Eile war, nahm er sich doch stets Zeit für einen Drink, der ihn locker machte und ihm half, sich zu entspannen.

Mit dem gefüllten Behälter kehrte Sharon in den Living-room zurück, und als sie Davids Wagen vorfahren hörte, goß sie Scotch in sein Glas und ließ drei Eiswürfel dazufallen.

Er läutete.

»Ich komme!« rief sie aufgekratzt und ihr böses Herz schlug schneller.

Endlich! durchfuhr es sie. Endlich…!

Sie eilte in die Diele und öffnete die Tür.

»David«, sagte sie und strahlte ihn an. Er sollte sehen, wie sehr er ihr willkommen war.

Sie trat vor, schlang ihre Arme um seinen Nacken und gab ihm den obligaten Begrüßungskuß.

»Das war schon lange mal wieder fällig«, sagte er grinsend und trat ein.

David Vaughn war auch der einzige Mann, bei dem sie kein Wort über Geld verlor. Das war bei ihm nicht nötig. Er war großzügig, und er war ein Gentleman. Die Summen, die er nach seinen Besuchen auf ihr Konto überwies, standen in keiner Relation zu dem, was er geboten bekam. Aber wenn es ihm Spaß machte, mehr zu bezahlen, als Sharon verlangte, war das seine Sache, und sie hatte ihn noch nie daran zu hindern versucht.

Im Living-room stand sein Drink bereit. Lächelnd registrierte er das. Sharon war in jeder Beziehung angenehm. Sie stand ihm jederzeit zur Verfügung, ohne daß er dabei irgendwelche Verpflichtungen einging, war stets freundlich und anschmiegsam, hatte keine Launen, kam ihm nicht mit enervierenden Vorhaltungen, wenn er mal keine Zeit hatte.

Sie war das Beste, was er für sein Geld kriegen konnte.

Er genoß den Drink, öffnete ihren Schlafrock und tastete ihren begehrenswerten Körper mit den Augen ab.

»Hast du Appetit?« fragte sie lächelnd.

»Appetit?« Er lachte. »Ich bin hungrig wie ein Wolf.«

Sie lachte ebenfalls, aber er wußte nicht, warum. Wie ein Wolf, hatte er gesagt, und das würde er bald sein - ein Werwolf!

Vaughn streichelte Sharons nackte Brüste. »Geh schon vor, ich komme gleich nach.«

»Okay«, sagte sie und löste sich von ihm.

Bevor sie im Schlafzimmer verschwand, warf sie ihm noch einen vielversprechenden Blick zu, und ihre rosige Zungenspitze glitt langsam über die kirschroten Lippen.

Er trank den Scotch wie immer in kleinen Schlucken. Die Eiswürfel rutschten gegen seine Zähne und klirrten leise im Glas, als er es abstellte.

Erwartungsvoll und angenehm erregt begab er sich danach ebenfalls ins Schlafzimmer. Er öffnete die Tür und erwartete, daß Sharon im Bett lag und ihn hüllenlos erwartete.

Aber das Bett war leer.

Es hatte den Anschein, als wäre das ganze Zimmer leer, aber als dann die Tür zufiel und der Politiker sich umdrehte, sah er, daß er nicht allein war.

Ein Monster!

Die Wölfin stieß ein markerschütterndes Knurren aus und stürzte sich mit gefletschten Zähnen auf ihr entsetztes Opfer.

***

John Taylor hatte das Gefühl, daß seine Pechsträhne zu Ende war. Weiter bergab hätte es mit ihm ja auch kaum noch gehen können.

Fürs erste hatte er wieder ein Dach überm Kopf, und wenn Sharon ihm wirklich helfen konnte, würde er auch bald wieder finanziell

besser dastehen. Er haßte Faye Clifton. Warum hatte sie ihm das antun müssen? Hatten die beruflichen Enttäuschungen nicht gereicht? Mußte sie ihm auch noch eine private bescheren?

Wenn er jetzt über seine Beziehung zu Faye nachdachte, mußte er sich eingestehen, daß sie nichts Besonderes gewesen war.

Faye war ebenfalls Schauspielerin. Sie hatte das Glück gehabt, eine Rolle in einer Fernsehserie zu ergattern, die sich als Renner entwickelte.

Seither blickte sie auf ihn, den Kollegen, der kein Engagement bekommen konnte, herunter, anstatt zu versuchen, ihn irgendwo unterzubringen.

Sie hatte in ihm bald nur noch einen Versager gesehen, doch bei ihr hatten nur starke Typen eine Chance. Von Schwächlingen wollte sie nichts wissen.

Sie hatte Angst, daß ein Verlierer sie mit sich in den Sumpf des Vergessens ziehen könnte. Deshalb stimmte es zwischen ihnen schon seit einer Weile nicht mehr so richtig.

Aber daß sie sich so schnell mit einem anderen Kerl einlassen würde, hatte er nicht angenommen.

Solange er Geld gehabt hatte, hatte er dies und jenes für ihre Wohnung gekauft, und er hatte auch die halbe Miete bezahlt. Er wäre jetzt am liebsten zu ihr gegangen, um alles zusammenzuschlagen, was er bezahlt hatte. Es war sein Eigentum. Er konnte damit machen, was er wollte.

Vielleicht würde er sich den Spaß noch erlauben. Einen Schlüssel zu Fayes Wohnung besaß er noch.

Mit dem Geld, das Sharon ihm gegeben hatte, ging er sparsam um. Er nahm deshalb auch kein Taxi, um zu ihr zu fahren, sondern benutzte ein öffentliches Verkehrsmittel, weil es billiger war.

Sharon war ganz anders als Faye Clifton. Man konnte über ihren Beruf denken, wie man wollte. In seinen Augen war Sharon das wertvollere Mädchen. Sie ließ einen Freund nicht im Stich, wenn es ihm schlecht ging. Sie half.

Der Linienbus blieb stehen, und John Taylor stieg aus. Als Kinder hatten er und Sharon davon gesprochen, daß sie heiraten würden, wenn sie erwachsen wären.

Es hätte ihm nichts ausgemacht, Sharon zur Frau zu nehmen. Sie war ein prima Kumpel. Es fragte sich nur, ob sie ihn zum Mann haben wollte.

Es würde sich herausstellen.

Sie hatte gesagt, sie könnten zusammenbleiben. War das eine Andeutung gewesen? Nun, er würde nicht gleich heute vom Heiraten reden, aber wenn der Zeitpunkt günstig war, würde er Sharon einen diesbezüglichen Vorschlag machen.

Er war froh, daß er den Mut aufgebracht hatte, sich zu ihr zu begeben und ihr seine Situation zu schildern. Sie hätte die Sache mit einem Schulterzucken abtun und ihn fortschicken können, aber das hatte sie nicht getan, und dafür war er ihr ungemein dankbar.

Er mußte ein Stück zu Fuß gehen, erreichte die einsame Straße, in der Sharon wohnte und kam am Friedhof vorbei. Ein kühler Wind kam auf. Der Himmel überzog sich mit einem düsteren Grau, und ein paar große Regentropfen fielen dem jungen blonden Mann auf den Kopf.

Er blickte nach oben und verzog unwillig das Gesicht. Vor Sharons Haus stand ein großer teurer Wagen. John Taylor nahm an, daß das Fahrzeug dem Mädchen gehörte.

Daß sie Besuch hatte, glaubte er nicht. Sie hatte ihm versprochen, sich heute für ihn Zeit zu nehmen. Und was Sharon versprach - das wußte er von früher -, das hielt sie auch.

Er ging etwas schneller, damit der Regen, der jetzt stärker wurde, ihn nicht durchnäßte.

Das Dach sprang weit vor und schützte Taylor vor den prasselnden Tropfen. Er hatte Glück gehabt. Wenn der Regen fünf Minuten früher eingesetzt hätte, wäre er naß bis auf die Haut geworden.

Er läutete und lächelte erwartungsvoll. Sharon war so schön, daß es ihm schwerfiel, in ihr nur die Jugendfreundin zu sehen. Er begehrte sie auch, und vielleicht war auch sie nicht abgeneigt, mit ihm zu schlafen.

Sie öffnete. Ihr Blick kam ihm irgendwie verwirrt vor, als wüßte sie nicht, daß sie sich mit ihm verabredet hatte. Ihr blondes Haar war in Unordnung, und sie atmete so schnell, als hätte sie sich eben erst sehr angestrengt.

»Da bin ich«, sagte er unsicher.

Sie nickte. »Das sehe ich. Komm rein.«

»Ich komme dir doch nicht ungelegen, Sharon?«

»Nein, du kommst genau richtig.«

Sie stieß die Tür zu. Heute war sie irgendwie anders. Angespannt, vielleicht auch gereizt. Sie mußte sich über irgend etwas geärgert haben.

»Probleme, Sharon?« fragte er zaghaft.

»Wieso?«

»Ich weiß nicht. Du siehst so geistesabwesend aus.«

»Ich bin voll da«, sagte sie leise.

Was war das für ein aggressiver Unterton in ihrer Stimme?

»Hast du schlecht geschlafen?« fragte Taylor. »Oder hast du einfach nur schlechte Laune?«

»Weder noch. Hör endlich mit diesen dummen Fragen auf. Du bist hier, und nichts ist wichtiger. Ich habe dir versprochen, dir zu helfen, und ich werde mein Wort halten. Es gibt eine einfache Lösung für alle

deine Probleme.«

»Tatsächlich?«

Sie ging mit ihm ins Wohnzimmer. »Es regnet?«

»Ja. Eben hat es angefangen.«

Sharon hörte dem Rauschen zu, und als ein schwerer Donner so laut krachte, daß das Haus erzitterte, breitete sich ein merkwürdiges Lächeln über ihr schönes Gesicht.

»Ein Gewitter«, sagte sie zufrieden. »Das ist der richtige Rahmen.«

»Wofür?« fragte John Taylor irritiert. Sharon kam ihm immer sonderbarer vor. Was war nur los mit ihr? Sie machte einen Eindruck auf ihn, als wäre sie geistesgestört.

Quatsch! sagte er sich. Doch nicht Sharon Griffith!

Er sah ein Scotchglas mit halb geschmolzenen Eiswürfeln darin. War Sharon betrunken? Um diese Zeit schon? Er roch keinen Alkohol in ihrem Atem.

Es donnerte wieder. »Unheimlich, was?« sagte das Mädchen. Ihre Augen funkelten vor Begeisterung. »Dieses Gewitter erinnert mich an schaurige Gruselfilme. Die Welt schlüpft in ein düsteres Kleid, das von Blitzen immer wieder aufgerissen wird. Und Donner krachen wie die Faustschläge des Teufels. Es ist die Atmosphäre, die die Angst und das Böse gedeihen läßt.«

»Sharon, was redest du denn da für einen Unsinn?« fragte Taylor heiser. Er war von den Worten des Mädchens unangenehm berührt.

Sie lachte verhalten. »Hast du Angst, John?«

»N-nein. Wer fürchtet sich denn schon vor einem Gewitter?«

»Oh, viele Mädchen tun das.«

»Bin ich ein Mädchen?«

»Nein, du bist ein Mann, John Taylor. Der Mann, mit dem ich ein großartiges Fest feiern werde.«

»Ein Fest? Es gibt doch gar nichts zu feiern.«

»O doch, mein Lieber. Ich sagte vorhin, es gebe eine einfache Lösung für alle deine Probleme. Ein Zauberwort, gewissermaßen. Es heißt Xarr.«

Er wußte nichts mit diesem unbekannten Wort anzufangen.

»Xarr wird bei uns sein, wenn wir das Fest feiern«, sagte Sharon. »Er wird dem Fest einen würdigen Rahmen verleihen.«

Taylor kam ein Verdacht. War Sharon gar nicht so uneigennützig und hilfsbereit, wie er geglaubt hatte? Gab es einen Kunden, der nicht ganz richtig tickte? Brauchte sie ihn, um mit ihrem Freier dieses »Fest« feiern zu können? Er war nicht prüde, und Sharon konnte viel von ihm verlangen, aber das nicht.

»Sharon, was ist los?« fragte er ärgerlich. »Willst du nicht endlich deutlich werden? Ich verstehe kein Wort. Was ist das für ein Fest, von dem du fortwährend faselst?«

Ihre Antwort ließ ihn keine Sekunde länger daran zweifeln, daß sie verrückt war. Er war schwer enttäuscht. Seine ganze Hoffnung hatte er an Sharon gehängt, doch nun mußte er erkennen, daß seine Pechsträhne ganz und gar nicht zu Ende war. Von Sharon konnte er keine Hilfe erwarten. Dieses Mädchen war wahnsinnig.

Sie sagte: »Es ist ein Blutfest, John! Eine Blutorgie! Wir werden uns daran berauschen!«

»Ich bestimmt nicht«, sagte Taylor, dem das kalte Glitzern ihrer Augen nicht gefiel.

»Wer spricht von dir?« gab das Mädchen eisig zurück.

Im selben Moment öffnete sich die Schlafzimmertür, und ein Mann trat heraus.

Also doch! dachte John Taylor wütend. Was bin ich nur für ein Idiot!

»Sind Sie Xarr?« fragte er den Mann.

»In gewisser Weise.«

»Ja, John. Er ist Xarr. Und ich bin es auch!« stieß das Mädchen leidenschaftlich hervor. »Und auch du wirst schon bald Xarr sein.«

***

Ich informierte zuerst Cruv, denn ich wußte, daß der Gnom auf glühenden Kohlen saß. Da Tuvvana den Fall ins Rollen gebracht hatte, hatten die beiden ein Recht, zu erfahren, wie weit die Ermittlungen inzwischen gediehen waren.

Der Knirps sagte, ich könnte jederzeit mit seiner Hilfe rechnen. Ich brauche nur ein Wort zu sagen. Ich hätte ihn glücklich gemacht, wenn ich geantwortet hätte, ohne ihn ginge es nicht mehr, aber ich hatte zur Zeit wirklich keine Verwendung für ihn.

Es gehörte viel diplomatisches Geschick dazu, ihm das so beizubringen, daß er weder enttäuscht noch beleidigt war. Ich schob Tuvvana vor, denn sie war sein schwacher Punkt.

Es genügte die Bemerkung, daß es meiner Ansicht nach besser war, wenn er sich um seine Freundin kümmerte. Sofort sagte er: »Ja, Tony. Ich glaube, du hast recht. Aber solltest du allein nicht mehr zurechtkommen, scheue dich nicht, es mich wissen zu lassen.«

»Mach dir um mich keine Sorgen«, erwiderte ich. »Es ist ja auch noch Roxane da, die mich unterstützen kann.«

»Ruf an, sobald sich etwas Neues ergibt. Tuvvana und ich nehmen regen Anteil an diesem Fall, wie du dir vorstellen kannst. Schließlich geht es um Xarr, mit dem uns einige unerfreuliche Erlebnisse verbinden.«

Ich beendete das Gespräch.

Der Regen trommelte auf das Dach meines Rovers, und die Scheibenwischer hatten Mühe, die Wassermassen von der Windschutzscheibe zu fegen.

Das Gewitter, das ziemlich überraschend über London hergefallen war, schien sämtliche Fußgänger in die Gullys geschwemmt zu haben.

Es waren nur noch Autos auf der Straße. Sie fuhren mit eingeschalteten Scheinwerfern, denn der Tag hatte sich in ein tief dunkles Grau verwandelt, und die Sicht war denkbar schlecht.

Als ich gleich darauf mit Roxane telefonierte, wollte sie nicht, daß ich mich allein zu Sharon Griffith begab. Sie sagte, sie hätte ein schlechtes Gefühl, und für gewöhnlich war es nicht ratsam, die Gefühle der weißen Hexe außer acht zu lassen.

»Xarr war gestern Nacht bei diesem Mädchen, Tony«, sagte Roxane. »Wer weiß, was das für Folgen hatte. Wir sollten uns gemeinsam um sie kümmern.«

»Na schön«, sagte ich. »Ich bin in fünfzehn Minuten zu Hause.«

Roxane erwiderte, es wäre nicht nötig, daß ich sie abholte. Sie würde mit der U-Bahn fahren.

»Vielleicht ist es dir noch nicht aufgefallen«, sagte ich. »Es regnet wie aus Eimern.«

»Das macht nichts. Ich bin nicht aus Zucker«, erwiderte Roxane.

»Nicht aus Zucker, aber dennoch eine Zuckerpuppe«, sagte ich schmunzelnd.

»Ich bedanke mich für dieses Kompliment«, bemerkte die Hexe aus dem Jenseits, und dann sagte sie mir, wann und wo sie zu mir stoßen würde.

Als sie dann neben mir saß, steuerte ich im Direktkurs die Adresse an, die ich von Harold Janssen bekommen hatte. In meinem Magen entstand ein flaues Gefühl, ohne daß ich mir erklären konnte, warum.

***

John Taylor glaubte, in ein Irrenhaus geraten zu sein. Wie hatte Sharon das gemeint? Der Mann war Xarr, sie war es auch, und er, Taylor, würde es in Kürze ebenfalls sein?

»Ich hätte es wissen müssen!« stieß er enttäuscht hervor. »Dieser Beruf verdirbt den Charakter. Wie konnte ich nur so blöd sein, anzunehmen, du würdest mir helfen? Unsere gemeinsame Jugend hast du längst vergessen. Du willst mit dieser Zeit nichts mehr zu tun haben, stimmt's? Das Geld, das du mir gestern gegeben hast, soll ich mir heute verdienen. Aber für solche Spielchen bin ich nicht zu haben. Du magst darüber denken, wie du willst. Mit mir kannst du jedenfalls nicht rechnen.«

Sharon lächelte kalt. »Aber John. Ich verstehe deine Entrüstung nicht. Wir waren Freunde, sind es immer noch, und ich möchte, daß wir noch enger zusammenrücken.«

»Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen, meine Liebe. Daraus wird nichts. Zu dritt…«

»Wir werden nicht drei bleiben. Das ist erst der Anfang, John.«
»Das wird ja immer schöner.«
»Wir werden bald ein Rudel sein.«
»Jetzt reicht es!« stieß John Taylor wütend hervor. »Ich höre mir das nicht länger an.« Er faßte in die Hosentasche und holte das, was von ihrem Geld übrig war, heraus. »Da!« Er schleuderte die Scheine aufs Sofa. »Vielen Dank dafür. Aber unter diesen Umständen will ich dein Geld nicht behalten. Nicht einmal als Darlehen.«
Die Banknoten lösten sich voneinander und flatterten auf die Kissen.
»Was fehlt, kriegst du wieder, sobald ich flüssig bin«, sagte Taylor und drehte sich um.
»Was hast du vor, John?« fragte Sharon spitz.
»Ist das so schwer zu erraten? Ich gehe und lasse dich mit deinem Kerl allein. Vielleicht findet ihr ein anderes Ferkel, das bei eurem Fest mitmacht.«
»Du bleibst, John!« sagte Sharon scharf. Etwas in ihrer Stimme veranlaßte Taylor, sich ihr noch einmal zuzuwenden. Er wollte ihr ein paar Grobheiten an den Kopf werfen, doch als er sie anschaute, fiel ihm auf, daß sie sich verändert hatte.
»Sharon«, sagte er verblüfft. »Was ist los mit dir?«
Ihr Gesicht war nicht mehr hübsch. Es hatte sich verzerrt. Der Mund schien sich etwas nach vorn geschoben zu haben. Die Nase streckte sich mit. Ihr Kopf wurde flacher, dafür aber länglicher. Die Form ihrer Zähne veränderte sich. Vor allem die Augenzähne wurden immer länger. Schreckliche Reißzähne blitzten Taylor entgegen.
Kein Wunder, daß er an seinem Verstand zweifelte.
Er starrte das Mädchen entgeistert an, fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er eine furchtbare Halluzination wegwischen, doch das grauenerregende Bild blieb.
Jetzt begannen Haare auf der blanken Haut zu sprießen.
»O mein Gott!« preßte der junge Mann entgeistert hervor. »Nein! Das kann es doch nicht wirklich geben!«
Sharon wurde immer mehr zur gefährlichen Wölfin.
»Nein!« keuchte John Taylor.
Er hatte den Mann nicht beachtet. Als er ihn nun anschaute, sah er, daß der Kerl sich ebenfalls in ein Monster verwandelte. Es passierte synchron mit Sharon.
»Ich… ich muß übergeschnappt sein!« stotterte Taylor, und eine Angst, wie er sie noch nie verspürt hatte, ergriff von ihm Besitz.
Er begriff diesen fürchterlichen Horror nicht, wußte nur, daß er dieses Schreckenshaus schnellstens verlassen mußte. Wie von der Natter gebissen zuckte er herum.
Die beiden Wölfe stießen ein aggressives Knurren aus. Sie wollten die Flucht ihres Opfers nicht zulassen. Die tödliche Jagd begann. Sharon

Griffith hetzte zur Tür und stieß sie zu.
David Vaughn sprang mit einem wilden Satz über das Sofa und stürzte sich mit vorgestreckten Pranken auf John Taylor.
»Neiiin!« brüllte dieser und warf sich zur Seite.
Die tödlichen Monsterkrallen verfehlten ihn knapp. Er schlug mit der Faust zu und traf den Wolfsschädel. Er brachte auch noch den Mut auf, sich vorwärtszuwuchten, und damit erreichte er, daß die Ungeheuer sich gegenseitig behinderten.
Mit langen Sätzen eilte er durch den Living-room. Er wollte eines der Fenster öffnen, war jedoch so aufgeregt, daß er den Riegel nicht aufbekam.
Ein harter Prankenhieb traf ihn. Er hörte das Ratschen von Stoff und spürte einen glühenden Schmerz, der sich diagonal über seinen Rücken zog.
Mit beiden Händen griff er nach dem Thermosbehälter, der vor dem Barschrank stand, und schlug ihn Vaughn gegen die geifernde Wolfsschnauze.
Der Deckel platzte förmlich weg, und sämtliche Eiswürfel flogen heraus. Sie trommelten auf den Teppichboden. Einem neuerlichen Treffer konnte Taylor nur entgehen, indem er sich fallen ließ.
Er verlor den Thermosbehälter, streckte sich nach einem Zeitschriftenständer aus massivem Messing und bewaffnete sich damit. Blitzschnell federte er hoch.
Sharon stürmte heran, und Taylor schlug, sich drehend, mit ganzer Kraft zu. Mit diesem Treffer gelang es ihm, die Wölfin von den Beinen zu holen.
Er schlug auch nach Vaughn, doch nicht mit demselben Erfolg. Dennoch war der Weg zur Tür jetzt frei. Taylor erkannte seine Chance und nützte sie sofort.
Er ließ den Zeitschriftenständer fallen und rannte los. Vaughn verfolgte ihn, aber wie durch ein Wunder schaffte es Taylor, den Vorsprung zu halten.
Er warf die Wohnzimmertür hinter sich zu. Leider steckte kein Schlüssel im Schloß, sonst hätte er ihn herumgedreht und die beiden Ungeheuer eingesperrt.
Vaughn prallte gegen die Tür. Das Holz krachte und splitterte. John Taylor jagte durch die Diele. Panik verzerrte sein Gesicht. Schweiß brannte in seinen weit aufgerissenen Augen.
Er konnte immer noch nicht fassen, was passierte. Aber es war Realität, und er brauchte mehr Glück als Verstand, um hier mit dem Leben davonzukommen.
Er riß die Haustür auf.
Vaughn schleuderte die Wohnzimmertür wütend zur Seite. Hinter ihm erschien Sharon Griffith. Auch sie wollte John Taylor unter

keinen Umständen entkommen lassen.

Sie drängte sich an Vaughn vorbei.

Taylor lief in den strömenden Regen hinaus. Er sah Vaughns Wagen und glaubte, das wäre seine Rettung. Atemlos eilte er auf das Fahrzeug zu.

Die Tür auf der Beifahrerseite war abgeschlossen. Jene dahinter auch. Taylor hetzte um den Wagen herum, versuchte auf der anderen Seite eine der beiden Türen aufzukriegen, aber Vaughn hatte sie alle verschlossen. Er war in diesen Dingen sehr gewissenhaft.

Taylor hatte wertvolle Sekunden eingebüßt. Das rächte sich sofort. Während Vaughn um das Wagenheck kam, tauchte Sharon Griffith auf dem Autodach auf.

Taylor, der sich auf Vaughn konzentrierte, bemerkte die Wölfin nicht sofort. Er gewahrte sie erst, als sie sich knurrend auf ihn stürzte.

Ihr Körper prallte gegen ihn. Sie riß ihn nieder, und schon war auch Vaughn heran. Taylor schrie und schlug wie von Sinnen um sich. Er trat nach den schrecklichen Ungeheuern, ohne verhindern zu können, daß sie immer wieder zubissen.

Rasende Schmerzen schwächten ihn mehr und mehr. Sein Widerstand erlahmte. Die Wölfe packten ihn und schleiften ihn ins Haus, und dort gaben sie ihm den schrecklichen Tod, der ihn zu einem von ihnen machte.

***

Wir fuhren durch den rauschenden Regen. London schien zu einer Unterwasserwelt geworden zu sein.

»Bei dem Wetter laufen sogar Enten Gefahr, zu ertrinken«, sagte ich zu Roxane. Es war lange her, daß es so stark geregnet hatte. In der Gosse hatten sich wahre Sturzbäche gebildet.

Das Abendlicht schien gegen einen dichten Vorhang aus Wasserperlen zu stoßen. Sehr weit konnte ich nicht sehen. Aber mir fiel doch auf, daß wir an einem kleinen Friedhof vorbeifuhren.

Sekunden später flammten vor uns Heckleuchten auf, und die Nummerntafelbeleuchtung riß ein Autokennzeichen aus dem düsteren Grau.

Das Fahrzeug rollte an und verschwand im Regen.

»Sie hatte Besuch«, bemerkte ich. »Höchstwahrscheinlich ein Kunde.«

»Ein Kunde, nachdem sie gestern von Xarr aufgesucht worden war«, sagte Roxane.

»Das könnte bedeuten, daß der schwarze Druide nur bei ihr war, um sich mit ihr harmlos zu vergnügen.«

»Nimmst du das wirklich an?« fragte die weiße Hexe.

Ich schüttelte den Kopf. »Nach allem, was ich über Xarr gehört habe, kann ich mir das nicht vorstellen.«

Xarr war ein gefährlicher, grausamer Teufel. Sein größtes Vergnügen war es nicht, mit einem Mädchen zu schlafen. Er mußte seinen Mordtrieb befriedigen.

Ein Blitz flammte auf. Das grelle Licht zeigte uns Sharon Griffiths Haus. Ich stoppte den Rover davor und stieg aus. Schwere Regentropfen fielen mir auf den Kopf, und ich bemühte mich so schnell wie möglich unter das vorspringende Dach zu kommen.

Roxane schlug ihre Parka-Kapuze hoch und eilte zu mir.

Ich läutete, doch niemand öffnete.

»Sie muß zu Hause sein«, sagte Roxane. »Sie hatte soeben Besuch.«

»Theoretisch wäre es möglich, daß jemand so wie ich vergeblich geschellt hat«, erwiderte ich.

»Oder sie will uns nicht einlassen. Vielleicht hat sie triftige Gründe, Leute wie uns nicht zu empfangen.«

Ich drückte die Klinke nach unten. Die Tür ließ sich nicht öffnen. Mein Vorschlag, es an einer anderen Tür zu versuchen, gefiel Roxane.

Unter dem Schutz des vorspringenden Dachs eilten wir den Traufenstein entlang.

»Tony!« zischte plötzlich Roxane und wies zur Friedhofsmauer, die soeben in großer Hast von einer schemenhaften Gestalt überklettert wurde.

Wir trennten uns. Es hatte wenig Sinn, zusammen zu bleiben. Besser war es, wenn jeder für sich versuchte, die Person, die auszurücken versuchte, zu erwischen.

Ich startete, und bereits nach wenigen Schritten verlor ich Roxane aus den Augen. Bestimmt war es Sharon Griffith, die sich aus dem Staub zu machen versuchte.

Hatte sie gewittert, wer wir waren und was wir von ihr wollten?

Die Polizei wertet eine Flucht als halbes Geständnis. Auf unseren Fall umgemünzt, konnte das nur bedeuten, daß der Wolfsmann sie zu seinesgleichen gemacht hatte.

Ich schlug den kürzesten Weg zur Friedhofsmauer ein, lief mit großen Sätzen. Der Regen klatschte mir ins Gesicht, doch ich achtete nicht darauf.

Ich stieß mich im richtigen Moment ab, streckte die Hände nach oben und prallte gegen die Mauer. Mit einem kraftvollen Klimmzug gewann ich an Höhe. Mein rechtes Bein schwang hoch, ich hakte den Fuß an die Mauerkrone, und Augenblicke später hatte ich das Hindernis überwunden.

Der heftige Regen hatte die Friedhofserde stark aufgeweicht. Fast knöcheltief war der Schlamm. Er wollte mir bei jedem Schritt die Schuhe ausziehen, und dicke Klumpen hingen an den Sohlen. Ich mußte ein paar Kilo mehr mit mir herumschleppen.

Immer wieder rutschte ich aus und hatte Mühe, nicht zu stürzen.

Soeben schlitterte ich wieder über den schmierigen Friedhofsboden und fing mich gerade noch an einem Grabstein, dessen Kante schmerzhaft gegen meine Rippen hämmerte.

Da sah ich die Gestalt, und das ließ mich den Schmerz vergessen. Ich holte einen meiner magischen Wurfsterne aus der Tasche und pirschte mich an die Gestalt heran.

Im Moment regte sie sich nicht. Ohne Übertreibung darf ich behaupten, daß ich es mit viel Training im Schleudern der silbernen Sterne zur Meisterschaft gebracht hatte. Wenn ich einen Stern auf die Reise schickte, traf er auch. Vorausgesetzt, das Ziel brachte sich nicht rechtzeitig in Sicherheit.

Vier Gräber trennten mich nur noch von der schemenhaften Erscheinung. Sie blickte in eine andere Richtung. Ich nahm an, daß dort Roxane unterwegs war.

Obwohl ich mich bemühte, daß meine Schritte nicht schmatzten, konnte ich es doch nicht völlig vermeiden. Ich hoffte, daß das Rauschen des Regens diese verräterischen Geräusche überlagerte.

Ein Blitz tauchte den Gottesacker für Sekundenbruchteile in ein weißes, unwirkliches Licht und ließ mich erkennen, daß ich es mit einem Monster zu tun hatte.

In meinen Augen hatte sich damit meine Befürchtung bestätigt. Xarr hatte aus Sharon Griffith eine gefährliche Wölfin gemacht!

Triefnaß war ihr Fell. Der Regen verschonte auch sie nicht. Meine Witterung hatte sie immer noch nicht aufgenommen. Diesen Vorteil wollte ich mir zunutze machen.

Zu retten war das Mädchen nicht mehr. Ich konnte nur noch verhindern, daß sie den Höllenkeim, der von Xarr auf sie übergegangen war, weitergab. Der silberne Wurfstern würde ihrem schwarzen Leben ein Ende bereiten.

Ich brachte mich in die richtige Wurfposition und holte langsam aus. Aus dem Handgelenk bekam der Stern den richtigen Drall. Er flitzte auf die Wölfin zu, doch in dem Moment, als ich den Silberstern schleuderte, wurde das Monster auf mich aufmerksam und reagierte.

Blitzschnell ging das. Ein jähes Zucken des Körpers war es nur, und schon befand sich die Bestie nicht mehr dort, wohin mein Wurfstern unterwegs war.

Haarscharf sauste er an dem Monster vorbei und hackte gegen einen Grabstein aus schwarzem Marmor. Das Scheusal sauste um den Grabstein, hinter dem es verschwunden war, herum und griff mich an.

Fauchend und geduckt schoß die Wölfin heran. Ich besaß drei Wurfsterne, wollte den zweiten aus der Tasche holen, doch das Monster war schneller.

Es sprang mich an. Ich duckte mich, glitt aus, bekam einen Rammstoß und kippte nach hinten. Mit dem Hinterkopf schlug ich

gegen die Querbalken eines eisernen Kreuzes und war benommen.
Ich zog die Beine an, und als sich die Wölfin auf mich fallen ließ, stieß ich sie kraftvoll zurück. Sie knurrte zornig, und plötzlich war mir, als bekäme dieses Knurren ein unheimliches Echo.
Ich sprang auf. Im selben Moment erlebte ich eine verdammt unangenehme Überraschung. Aus dem Grau des dicht fallenden Regens schälte sich eine zweite Bestie.
Dieses Ungeheuer war in Sharon Griffiths Knurren eingefallen, und nun nahmen mich die Höllenwölfe in die Zange.

***

Ich mußte den Rücken freibekommen, deshalb federte ich zurück. Gleichzeitig griff ich zum Revolver. Sollte ich auch damit nicht treffen, so konnte ich wenigstens die Gewißheit haben, daß mein Schuß nicht ungehört blieb.
Roxane würde mir zu Hilfe eilen, und dann würde das Kräfteverhältnis ausgeglichener sein als jetzt.
Die Wölfe ließen jegliche Vorsicht außer acht. Die Gier nach meinem Leben war so stark, daß sie nicht einmal meinen Colt Diamondback ernst nahmen. Wahrscheinlich glaubten sie, der Revolver wäre mit normaler Munition geladen.
Damit hätte ich ihnen wirklich nichts anhaben können. Aber in meiner Waffe befanden sich geweihte Silberkugeln, und damit waren Bestien wie sie zu erledigen.
Sie versuchten mich gleichzeitig zu erwischen, wollten mir ihre Fangzähne ins Fleisch schlagen und mich niederreißen, doch es gelang mir, Sharon Griffiths Attacke mit einem präzise abgezirkelten Karatetritt abzuwehren, und ihrem Höllenkumpan setzte ich die Kanone an den Körper und drückte ab.
Sie hatten in mir eine leichte Beute gesehen. Ich bewies ihnen, daß ich das nicht war. Wenn meine Chancen auch schon mal besser gewesen waren, so ließ ich mich doch nicht so leicht unterkriegen. Ich hatte es mir zum Grundsatz gemacht, meine Haut stets so teuer wie möglich zu verkaufen. Glücklicherweise hatte es bisher noch keiner geschafft, den hohen Preis zu bezahlen.
Ich krümmte den Finger. Der Diamondback brüllte und spie Feuer und Silber.
Der Treffer stieß meinen unmittelbaren Gegner zwei Schritte zurück, und seinem Maul entrang sich ein klägliches Winseln.
Das alarmierte SharonTGriffith.
Ihr Komplize sackte zusammen. Als sie das sah, wußte sie, daß ich eine Spezialmunition verwendete, und ihr verging sofort die Lust am Kampf.
Keine Gnade für die Wölfin! durchzuckte es mich.

Ein neuer Blitz riß die Regenschleier auseinander. Ein ohrenbetäubender Donner folgte, und Sharon Griffith sprang mit einem weiten Satz über eines der Gräber.

Ich wollte auch sie zur Strecke bringen, richtete den Colt Diamondback auf sie, kam aber nicht dazu, den Stecher durchzuziehen, denn der Werwolf, den ich erledigt glaubte, erhob sich noch einmal.

Schwer verletzt griff das Ungeheuer mich an. Ich war gezwungen, mich zu verteidigen. Noch einmal richtete ich den Revolver auf ihn, und jetzt tauchte auch Roxane auf.

Ich schoß, und aus ihren Fingerspitzen zuckten dünn geästelte Blitze, die sich in den Körper des Unholds bohrten. Meine zweite geweihte Silberkugel saß besser als die erste.

Sie allein hätte gereicht, um das schwarze Leben des Monsters auszulöschen. Roxanes Kraft beschleunigte das Ende der Bestie. Der Wolf vollführte einen grotesken Tanz, heulte schaurig, warf die Pranken hoch und drehte sich um die eigene Achse. Währenddessen setzte die Rückverwandlung ein. Bevor unser Gegner tot zusammenbrach, wurde er zu einem blonden jungen Mann. Erlöst landete er im Schlamm zwischen den Gräbern.

Sharon Griffith jedoch hatte ihre Chance genützt. Sie war verschwunden.

»Vielleicht gelingt es uns noch, sie am Verlassen des Friedhofs zu hindern, Tony«, sagte Roxane erregt.

Meine diesbezügliche Hoffnung war nicht allzugroß. Dennoch sagte ich: »Okay, versuchen wir's.«

Abermals trennten wir uns. Ich stürmte davon. Auf dem aufgeweichten Boden blinkte mein Wurfstern. Ich hob ihn auf und hoffte, ihn der gefährlichen Wölfin doch noch in den Pelz setzten zu können. Oder eine Silberkugel. Es war mir ziemlich egal, womit ich dem mordlüsternen Biest den Garaus machte. Hauptsache, es gelang mir.

Ich sah Roxane durch den Regen laufen. Wir entfernten uns voneinander, und ich wünschte mir im Moment nichts sehnlicher, als die Spur der Werwölfin zu entdecken.

Sie war von Xarr zum Monster gemacht worden und hatte auch schon eine Bestie geschaffen. Sie würde weitermachen, wenn es uns nicht gelang, ihr das blutige Handwerk zu legen.

Einmal glaubte ich, sie ganz kurz zu sehen. Mir war, als würde sie sich hinter einer Gruft verstecken. Links herum war sie gelaufen, wenn ich mich nicht irrte.

Ich lief rechts herum und rechnete damit, auf das Biest zu stoßen, doch Sharon Griffith machte mir die Freude nicht. Meine Nerven entspannten sich wieder.

Ein kalter Wind fegte über den düsteren Gottesacker, und in der Kapelle hinter mir begann die Totenglocke zu läuten. Unheimlich hörten sich diese verlorenen Klänge im monotonen Rauschen des Regens an.

Einige Augenblicke war mir, als würde das Läuten mir gelten. Grimmig schüttelte ich den Kopf und eilte weiter. Ich versuchte alle Verstecke, die es auf dem kleinen Friedhof gab, zu finden. Um die Kapelle kümmerte ich mich allerdings nicht, denn ich war davon überzeugt, daß Sharon Griffith diese nicht betreten konnte.

Der Regen ließ nicht nach. Das Wasser rann mir über den Kopf und in den Hemdkragen. Ich hatte schon keinen trockenen Faden mehr am Leib. Wenn ich voll bekleidet in einen Swimming-pool gesprungen wäre, hätte ich nicht nasser sein können.

Von der Wölfin keine Spur.

Ich kehrte um, gewahrte eine Bewegung, und sofort ruckte mein Revolver hoch.

»Ich bin es!« gab sich Roxane zu erkennen.

»Es ist ihr gelungen«, knirschte ich wütend. »Zum Teufel, es ist ihr gelungen.«

»Sie liebt den Regen genauso wenig wie wir«, sagte Roxane.

»Mit anderen Worten, sie wird irgendwo Unterschlupf suchen«, brummte ich. »In einem der Häuser. Und wenn zufällig jemand daheim ist…«

»Mal den Teufel nicht an die Wand, Tony!« fiel mir Roxane ins Wort.

»Aber so kann es kommen«, sagte ich wütend.

»Vielleicht wartet sie auch nur, bis wir fort sind, und kehrt dann in ihr eigenes Haus zurück. Wenn wir uns in der Nähe auf die Lauer legen…«

»Ich bin dafür, daß wir uns zuerst einmal in ihrem Haus umsehen. Und den Toten können wir hier nicht einfach liegen lassen. Wir bringen ihn in das Haus des Mädchens.«

Roxane war damit einverstanden.

Wir kehrten zu der Leiche zurück, und die Hexe aus dem Jenseits half, mir den Mann über die Schulter zu legen.

Diesmal kletterte ich nicht über die Mauer. Wir verließen den Gottesacker durch ein schmales Seitentor, und wenig später stiegen wir durch jenes Fenster ein, durch das Sharon Griffith vor uns geflohen war.

Wir legten den Toten im Schlafzimmer aufs Bett. Roxane machte mich auf die Kampfspuren aufmerksam. Es wäre nicht nötig gewesen. Sie waren deutlich zu erkennen.

Im Living-room sah es dann noch schlimmer aus, und ich warf Roxane einen besorgten Blick zu. »Wenn ich mir vorstelle, wie der junge Mann ahnungslos in sein Verderben ging, steigt in mir die kalte

Wut hoch«, sagte ich. »Xarr hat gut gewählt. Ein Mädchen wie Sharon Griffith hat einen großen Bekanntenkreis. Und sie braucht als Monster nicht einmal auf die Jagd gehen. Sie braucht nur im Haus zu bleiben und zu warten. Ihre Opfer rufen an, vereinbaren einen Termin und kommen selbst.«

Es flackerte plötzlich in Roxanes grünen Augen. »Der Wagen, Tony! Als wir hier eintrafen, fuhr ein Auto weg. Erinnerst du dich?«

Meine Kopfhaut spannte sich. »Noch ein Opfer?« stieß ich heiser hervor und versuchte mir das polizeiliche Kennzeichen ins Gedächtnis zu rufen, das ich ganz kurz gesehen hatte.

Krampfhaft dachte ich nach. Ich drehte im Geist das Rad der Zeit ein kleines Stück zurück, saß wieder im Rover.

»Erinnerst du dich an die Nummer?« fragte ich Roxane.

»Nur an die zweite Hälfte.«

»Das trifft sich gut. Ich bekam zur Not die vordere Hälfte zusammen.« Ich nannte meinen Teil, Roxane den ihren, und dann eilte ich zum Telefon, um den Besitzer des Fahrzeugs auszuforschen. Wenn man einen guten Bekannten an der richtigen Stelle sitzen hat, ist das kein Problem.

Im Handumdrehen hatte ich einen Namen: David Vaughn.

»Gleich kriege ich vor lauter Kummer Sodbrennen«, sagte ich zu Roxane.

Ich brauchte ihr nicht zu erklären, wer David Vaughn war. Sie wußte es. Und wir wußten beide, daß der bekannte Politiker mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nun ein Höllenwolf war.

***

Robert Gless war rothaarig und übergewichtig. Ein Mann, der in der Politik schon viel erlebt hatte. Ihn konnte so leicht nichts mehr aus der Fassung bringen.

Er besaß die großartige Gabe, Trends rechtzeitig zu erkennen, und deshalb hatte er sämtliche Strömungen relativ gut überstanden. Vor langer Zeit schon hatte er die Erfahrung gemacht, daß es nicht ratsam war, einen wahren, echten Freund zu haben, zu dem man dann auch in allen Lebenslagen stehen mußte. Denn gerade dieser Freund konnte aus irgendeinem Grund ins Kreuzfeuer der Öffentlichkeit geraten, und wenn man sich dann nicht schnell genug von ihm zurückzog, konnte man mit ihm nur noch untergehen.

Wer in der Politik überleben wollte, mußte so tun, als wäre jedermann sein Freund, doch sobald sich eine Krise abzeichnete, mußte er sich klar und deutlich von dem Betreffenden distanzieren.

Bisher hatte Gless diese ungeschriebenen Gesetze stets beachtet.

Nur bei David Vaughn hatte er eine Ausnahme gemacht, denn mit David verband ihn eine Freundschaft von frühester Jugend an. Daß

ihre Karrieren sie in getrennte Lager geführt hatten, versuchte Gless zu ignorieren.

Ein Freund sollte doch wenigstens erlaubt sein.

Gless zündete sich eine Zigarre an und warf einen Blick auf die große alte Standuhr neben der Tür. David würde in Kürze eintreffen.

Sie würden sich überlegen müssen, wie sie ihre Freundschaft retten konnten.

Gless war nicht gewillt, David Vaughn aufzugeben. Irgendwie hatte dieser ihn stets fasziniert. Schon früher war für ihn David Vaughn immer etwas Besonderes gewesen. Einer, der aus einem ganz besonderen Holz geschnitzt war.

Manchmal beneidete er den Freund und seine vielen Fähigkeiten. Wie David die schwierigsten Klippen scheinbar mühelos umschiffte, war sagenhaft. Er hatte Format und wußte zu überzeugen. Nicht nur den kleinen Mann auf der Straße, sondern auch die Füchse in der Parteispitze.

Nein, niemand durfte von ihm verlangen, daß er mit David Vaughn brach, nur weil dieser in einem politisch anders orientierten Lager stand.

Irgendwo sollte man auch Mensch bleiben dürfen, sagte sich Robert Gless und er freute sich auf den Besuch des Freundes. Die derzeit hochschlagenden Wellen würden sich auch wieder glätten. Dann würde es keinen mehr stören, wenn er sich im Club mit David zum Essen traf.

Man mußte in diesem Beruf vor allem auch warten können. Nicht immer waren es die Stürmer und Dränger, die zum Erfolg gelangten. Zumeist waren es jene, die mehr Geduld aufbrachten und den richtigen Zeitpunkt abwarteten.

Gless zog an der Zigarre. Dick, lang und teuer war sie, und sie schmeckte ihm ganz hervorragend. Er liebte den Luxus, die Annehmlichkeiten des Lebens, die man mit Geld kaufen konnte. Er würde immer danach streben.

Sein Haus stand in Renbridge an der Themse. An schönen, sonnigen Tagen war der Ausblick malerisch. Heute sah man keine zehn Meter weit.

Ihm gehörte ein schnittiges Motorboot, mit dem er häufig unterwegs war. Oft ganz allein. Er brauchte nicht immer Gesellschaft, um sich wohlzufühlen. Manchmal war die Einsamkeit wesentlich wohltuender. Er wußte von Sharon Griffith, doch er würde das niemals publik machen. Seiner Ansicht nach war David diesbezüglich ein bißchen leichtsinnig. Sollten die richtigen Leute davon Wind bekommen, wie er sein Liebesleben gestaltete, würden sie ihn an den Pranger stellen, und es würde sehr schwierig - selbst für David Vaughn - sein, sich von den Vorwürfen der Moralisten reinzuwaschen.

Gless hatte das dem Freund schon mehrmals gesagt, doch in diesem Punkt war David unbelehrbar.

Ein Motorgeräusch stahl sich durch den Lärm des Gewitters. Augenblicke später schlug der schwere Metallklopfer an die Tür.

Das konnte nur David Vaughn sein. Gless verließ den Living-room, um den Freund einzulassen…

***

Schon einmal war mir an diesem Tag der Name Vaughn eingefallen, und zwar, als ich die Baustelle aufsuchte, auf der Harold Janssen arbeitete. Wie das Leben doch manchmal die verrücktesten Zufälle gebiert.

Vor zwei Stunden hätte ich noch nicht im Traum daran gedacht, daß ich mich mit dem Politiker würde beschäftigen müssen.

Was heißt beschäftigen. *Jagen* mußte ich ihn!

Denn er war bei Sharon Griffith gewesen, und ich war davon überzeugt, daß das nicht ohne Folgen geblieben war.

Das Mädchen war schwarz bis in den letzten Winkel seiner Seele hinein. Ahnungslose, die mit ihr in Berührung kamen, steckten sich bei ihr auf eine grauenvolle Weise an.

Sie wurden zu Werwölfen.

So wie John Taylor, der junge blonde Mann mit den vielen Sommersprossen, der tot im Schlafzimmer lag. Wir hatten einen Ausweis bei ihm gefunden. Seither kannten wir seinen Namen.

Ekelhaft kalt klebte die Kleidung an unserem Körper.

Ein Königreich für trockene Sachen! dachte ich, doch wir hatten keine Zeit, uns welche zu beschaffen. Ich rief David Vaughns Büro an und erreichte eine Miss Dunaway, die mit der Sprache nicht herausrücken wollte.

Aber ich kann verdammt hartnäckig sein. Ich ließ nicht locker, bearbeitete die Sekretärin immer intensiver.

Leider konnte ich ihr nicht die ganze Wahrheit sagen, sonst hätte sie angenommen, es mit einem Spinner zu tun zu haben und hätte aufgelegt.

Ich mußte das, was ich in die Waagschale warf, genau dosieren und abschätzen. Es durfte nicht zuviel, aber auch keinesfalls zuwenig sein.

Fünfzehn Minuten benötigte ich, um sie davon zu überzeugen, daß es eminent wichtig war, mir zu sagen, wo sich ihr Chef befand. Endlich erfuhr ich, daß Mr. David Vaughn in ganz dringenden Fällen bei Mr. Robert Gless zu erreichen wäre.

Ich versicherte ihr, daß es keinen dringenderen Fall als diesen gab, und sie rückte mit Gless' Adresse heraus.

Aufatmend bedankte ich mich und legte den Hörer in die Gabel.

»Soll ich dir verraten, wo es zur nächsten Wolfsattacke kommt?«

sagte ich zu Roxane.
»Bei Robert Gless«, erwiderte die Hexe aus dem Jenseits.
»Bist ein gescheites Mädchen.«
»Wir müssen Gless warnen, Tony.«
Ich schnappte mir das Telefonbuch, und sobald ich Gless' Nummer gefunden hatte, wählte ich sie. Aber irgend jemand schien dafür gesorgt zu haben, daß man Robert Gless nicht telefonisch erreichen konnte.
David Vaughn etwa?
»Ich muß zu Gless«, stieß ich unruhig hervor.
»Ich komme mit dir. Wenn Vaughn tatsächlich zum Wolf wurde, wenn er in den nächsten Minuten Gless zum Monster macht, ist es gut, wenn ich bei dir bin, Tony.«
»Und wer bleibt hier? Nicht um auf den toten John Taylor aufzupassen, sondern um sich um Sharon Griffith zu kümmern.«
»Ich bin sicher, daß das Cruv sehr gern übernehmen wird. Ruf ihn an.«
Cruv platzte vor lauter Tatendrang fast aus den Nähten.
»Natürlich übernehme ich das, Tony. Ich sagte doch, du kannst auf mich zählen«, kam die begeisterte Stimme des Kleinen durch die Leitung.
»Die Wölfin ist gefährlich«, warnte ich den Gnom.
»Mach dir keine Gedanken. Sie ist bei mir bestens aufgehoben.«
»Wenn möglich, beschränkst du dich aufs Beobachten, okay? Du kommst hierher, betrittst das Haus aber nicht, sondern bleibst im Wagen sitzen. Es genügt, wenn du Sharon Griffith unter Kontrolle hast. Erledigen können wir sie dann gemeinsam.«
»Hast du kein Vertrauen zu mir?« fragte Cruv spitz.
Ich schob wieder Tuvvana vor. »Doch. Natürlich zweifle ich keine Sekunde daran, daß du mit der Wölfin fertigwirst, Cruv. Aber jeder von uns kann mal Pech haben. Was wird dann aus Tuvvana? Sie ist so glücklich, dich endlich wiederzuhaben. Ihr würde das Herz brechen, wenn sie dich nach so kurzer Zeit noch mal verlieren würde. Vielleicht sogar für immer.«
»Na schön, Tony. Ich werde mich aufs Beobachten beschränken«, versprach mir der Gnom.
Ich grinste. »Danke, Cruv.«
»Ich fahre sofort los«, sagte der Knirps.
»Das ist ganz in meinem Sinn«, erwiderte ich.
Roxane verließ mit mir das Haus. Ich hoffte, daß uns Sharon Griffith beobachtete.
Sie hätte mir einen großen Wunsch erfüllt, wenn sie in ihr Haus zurückgekehrt und da geblieben wäre. Natürlich ohne irgendwelche Kunden zu empfangen.

Sie hatte sehr schnell gearbeitet. In der vergangenen Nacht erst war sie von Xarr zum Ungeheuer gemacht worden, und heute hatte sie den Keim des Schreckens bereits an zwei Männer weitergegeben.

Hoffentlich nur an zwei!

Und wo war Xarr selbst? Bereitete es ihm Vergnügen, aus dem sicheren Hintergrund zu beobachten, was »seine« Wölfe taten? Ich konnte mir vorstellen, daß er die Ungeheuer an magischen Fäden gängelte.

Vielleicht mordeten sie nicht nur für ihn, sondern auch an seiner Stelle, so daß er nichts mehr zu tun brauchte.

Nach wie vor war die Sicht schlecht. Deshalb konnte ich nicht so schnell fahren, wie ich wollte. Bei aller Eile durfte ich nicht so rücksichtslos sein, andere Verkehrsteilnehmer zu gefährden.

Es war ein weiter Weg bis Renbridge.

Das Gewitter schien über London vor Anker gegangen zu sein. Es hatte sich über der Stadt am Himmel festgekrallt und zog nicht weiter.

Mit einem hellen Rauschen drehten sich die Räder meines Rover über den nassen Asphalt. Jede Radumdrehung brachte uns unserem Ziel zwar näher, aber zwischen uns und Robert Gless' Haus lag noch eine weite Strecke.

Und was passierte inzwischen mit Gless?

***

Cruv küßte seine Freundin.

»Sei vorsichtig« bat ihn Tuvvana.

Der häßliche Gnom schenkte ihr ein sympathisches Lächeln. »Bin ich doch immer. Und ich bin bald wieder bei dir.«

»Ruf mich zwischendurch mal an.«

»In Ordnung«, sagte der Gnom und griff nach seinem Stock. Er wußte damit hervorragend umzugehen. Etlichen Schwarzblütlern hatte er mit dieser getarnten Waffe schon den Garaus gemacht.

Viele seiner Gegner begingen den Fehler, ihn wegen seiner Größe falsch einzuschätzen. Die meisten hatten das sehr schnell bereut, denn wenn sich Cruv in einen Kampf stürzte, gab er alles, und das war nicht einmal so wenig. Jedenfalls mehr, als man ihm zutraute.

Der Gnom von der Prä-Welt Coor verließ das Haus und stieg in Tucker Peckinpahs silbergrauen Rolls Royce. Cruv verlor sich regelrecht in diesem riesigen Fahrzeug.

Es war kaum zu sehen, daß jemand darin saß.

Natürlich war der Wagen viel zu groß für ihn, aber Dean McLaglen, Peckinpahs Anwalt, vertrat die Ansicht, daß es nicht gut für das Fahrzeug war, wenn es nur noch in der Garage stand. Es sollte auch während Peckinpahs Abwesenheit benützt werden. Dafür sorgte der Gnom.

Obwohl der Fahrersitz ganz nach vorn geschoben war, hatte Cruv Mühe, mit seinen kurzen Beinen die Pedale zu erreichen. Dennoch fuhr er erstaunlich sicher und niemals über seine Verhältnisse.

Als er Sharon Griffiths Haus erreichte, stoppte er den Rolls Royce auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Still und friedlich war es hier.

Aber das beunruhigte Cruv.

Wenn Sharon Griffith nicht in ihr Haus zurückgekehrt war, machte sie wahrscheinlich die Gegend unsicher. Es war einesteils gut, daß es immer noch wie aus Eimern schüttete. So waren wenigstens keine Menschen auf der Straße.

Aber sie hielten sich in ihren Häusern auf, und selbst dort waren sie vor Sharon Griffith nicht sicher.

Cruv griff zum Autotelefon und rief kurz Tuvvana an. Sie sollte wissen, daß er sein Ziel erreicht hatte.

Als in Sharon Griffiths Haus plötzlich Licht aufflammte, ging ein Ruck durch den Körper des Kleinen. Er beendete das Gespräch, schob den Hörer in die Halterung und blickte gespannt hinüber.

Die Wölfin war in ihr Haus zurückgekehrt.

Es juckte den Gnom in den Fingern. Er wäre gern ausgestiegen und hinübergegangen, um dafür zu sorgen, daß das Mädchen das Haus nicht mehr verlassen konnte.

Eigentlich war das Versprechen, das er Tony Ballard gegeben hatte, unsinnig. Sharon Griffith war in ihr Haus zurückgekehrt, ohne daß er es bemerkt hatte.

Sie konnte es jederzeit auf die gleiche Weise wieder verlassen. Was nützte es, wenn er im Wagen saß und das Haus beobachtete.

Das Haus würde nicht verschwinden. Aber vielleicht wollte es Sharon Griffith schon bald wieder tun.

Tony Ballard hatte ihm das Versprechen abgenommen, um beruhigt zu Gless fahren zu können. Wenn er sich nicht daran hielt, würde es Tony erst erfahren, wenn alles vorbei war.

Ein Plan reifte in Cruv, und als er nach seinem Stock griff, war er entschlossen, ihn auszuführen.

***

Tuvvana fühlte sich nicht wohl allein. Cruv hatte zwar eben erst angerufen, um sie zu beruhigen, doch sie kannte ihn nur zu gut, und sie wußte, daß er manchmal übereifrig war.

Sie befürchtete, daß er irgendwann einmal zuviel riskieren könnte. Was dann?

Dann war sie allein auf dieser fremden Erde, die sie erst kennenlernen mußte. Nun ja, nicht richtig allein, denn in Tony Ballard und all den anderen hatte sie wunderbare Freunde gefunden, aber eben ohne ihren geliebten Cruv.

Ihr kleines Herz krampfte sich zusammen, als sie vermeinte, Schritte durch den Regen patschen zu hören. Nervös drehte sie sich um, und ihre großen dunklen Augen wurden noch größer.

Seit sie wußte, daß Xarr auf der Erde war, konnte sie nicht mehr frei atmen. Ein eiserner Ring schien sich um ihre Brust gelegt zu haben.

Xarr war nicht allwissend, aber er wußte sehr viel. Mit Hilfe der Magie gelang es ihm oft, Dinge zu erfahren, die anderen verborgen blieben.

Der schwarze Druide war eine Bedrohung für seine Umgebung, egal, wo er auftauchte. Ob das nun auf Coor oder auf der Erde war. Xarr war die personifizierte Gefahr. Das Böse schlechthin.

Tuvvana nahm an, daß er von den gegen ihn und seine Wölfe eingeleiteten Aktivitäten bereits wußte. Vielleicht war ihm auch bekannt, wer den Stein ins Rollen gebracht hatte.

Tuvvana wurde blaß und fuhr sich erschrocken an die Lippen. Er wird sich rächen! durchfuhr es sie.

Die patschenden Schritte!

Befand sich Xarr bereits in der Nähe? Eiskalte Schauer überliefen die Kleine.

Noch nie hatte sie das Alleinsein so quälend empfunden. Draußen im Regen trieb sich vielleicht der Höllenwolf herum, und sie war hier ganz allein.

Furchtsam blickte Tuvvana zur Terrassentür.

»Er wird nicht draußen bleiben«, flüsterte sie. »Er wird kommen und mich holen. Ich habe ihm den Ärger eingebrockt. Er wird mich dafür bestrafen. O Cruv… Cruv… Ich habe solche Angst.«

Wieder vernahm sie Schritte. Diesmal glaubte sie es nicht nur, sondern hörte sie ganz deutlich, und als ein. Blitz aufflammte, sah sie den pechschwarzen Schattenriß einer Gestalt an der Terrassentür.

Sie biß sich vor Entsetzen in beide Fäuste.

***

»David«, sagte Robert Gless herzlich. »Ist das ein Sauwetter?«

»Ja«, knurrte Vaughn.

»Keinen Hund jagt man heute aus dem Haus.«

»Und auch keinen Wolf.«

»Wie?«

»Ein Scherz«, sagte David Vaughn und ging an Gless vorbei. »Ich muß dir ein Geständnis machen. Ich habe vergessen, das Mittagessen zu besorgen.«

Gless schüttelte den Kopf. »Das macht nichts, David. Wenn's weiter nichts ist; ich habe alles im Haus. Wir werden bestimmt nicht Hunger leiden.«

Vaughn leckte sich die Lippen. »Das ist sehr wichtig.«

»Du hast die Steaks am liebsten nur leicht angebraten, richtig?«
Vaughn grinste. »Wenn sie noch blutig sind, schmecken sie am besten.«
»Mir nicht. Ich mag kein Blut.«
»Das wird sich ändern, mein Freund«, erwiderte Vaughn geheimnisvoll.
»Nimm dir einen Drink und komm in die Küche. Wer essen will, muß dafür auch etwas tun.«
»Bin ganz deiner Meinung«, sagte Vaughn, und er musterte den Freund dabei mit einem merkwürdigen Blick.
Gless stellte bei sich fest, daß David heute irgendwie anders war. Sie würden später darüber reden.
Vaughn begab sich in den Livingroom und goß sich einen Brandy ein. Er leerte das Glas auf einen Zug. Würde sich die Mordgier noch ein wenig zurückhalten lassen? War das mit Alkohol möglich?
Nein. Er sprach darauf überhaupt nicht mehr an. Er spürte den Brandy in seinen Magen rinnen - aber sonst nichts. Da war keine wohlige Wärme, die sich in seinem Körper ausbreitete und ihm in den Kopf stieg.
Da war nur Kälte. Und eine grausame Mordlust.
»Bring mir auch einen Drink mit!« rief Gless aus der Küche.
»Brandy?«
»Okay. Aber nicht zuviel. Ich habe nichts im Magen, und wenn der Koch blau ist, kann die Speise leicht ungenießbar werden.«
»Was ich mir aussuchen werde, wird genießbar sein«, gab Vaughn heiser zurück.
Langsam wuchsen seine Fingernägel!
Mit zwei gefüllten Gläsern begab er sich in die Küche. Er reichte eines dem Freund - seinem Opfer!
»My home ist my castle«, sagte Robert Gless lächelnd und stieß mit Vaughn an. »Alle, die es nicht gern sehen, daß wir Freunde sind, können uns den Buckel runterrutschen, stimmt's?«
»Klar, Robert.«
»Cheers.«
Sie tranken.
Hinterher sagte Gless: »Nun wollen wir mal sehen, was für Schätze sich im Kühlschrank befinden.«
Er holte alles heraus, was für ein Mittagessen in Frage kam.
Als Vaughn das blutige Fleisch sah, drehte er fast durch. Die rote Farbe machte ihn schrecklich kribbelig.
Er atmete schneller und hielt sich an der Arbeitsplatte fest.
»Hast du was?« fragte Gless. »Ist dir nicht gut?«
»Doch, doch. Es geht mir großartig«, erwiderte Vaughn heiser.
»Ehrlich gesagt, so siehst du nicht aus. Hast du zuviel gearbeitet? Wo

kommst du her?«
»Ich war bei Sharon.«
Gless band sich eine Schürze um. Lachend sagte er: »Oh, ich verstehe. Die Kleine hat dich so fertiggemacht. Sie muß wirklich was loshaben, wenn du so gern zu ihr gehst.«
»Ja«, dehnte Vaughn. »Du solltest sie auch mal besuchen.«
»Du weißt, daß ich nicht bereit bin, für Sex zu bezahlen.«
»Du kriegst es bei Sharon gratis. Wir haben einen Pakt geschlossen. Seit gestern nacht ist Sharon das einzige Mädchen in der Stadt, das zum Tier wird, wenn ein Mann zu ihr kommt. Hemmungslos, wild, leidenschaftlich, grausam…«
»Grausam?« Gless schüttelte den Kopf. »Das ist nichts für mich. Ich brauche es zart und sanft.«
»Du wirst über diese Dinge bald anders denken.«
Gless musterte den Freund verwundert. »Du kommst mir heute vor wie ein fanatischer Prediger. Mit welcher Absicht bist du zu mir gekommen?«
»Ich werde dich für etwas gewinnen, das dich zuerst erschrecken, dann aber begeistern wird, Robert«, stieß Vaughn aufgeregt hervor. »Auch ich war zunächst entsetzt, habe mich verzweifelt gewehrt, aber es hat nichts genützt. Man kann sich nicht dagegen wehren.«
»Langsam wirst du mir unheimlich«, sagte Gless unsicher. Er griff nach den rohen Steaks und wollte sie in die Bratpfanne legen.
»Nein!« stieß Vaughn heiser hervor. »Nicht! Willst du das gute, saftige Fleisch verderben?«
»He, David. Sag mal, spinnst du? Ich muß das Fleisch doch braten. Wir können es nicht roh essen.«
»Doch.«
Vaughn riß dem Freund die Fleischstücke aus den Händen und schlug in eines davon seine Zähne.
Was für Zähne!
Raubtierzähne!

***

Eine Faust stieß vor. Das Glas der Terrassentür splitterte. Die Gestalt, deren Schatten Tuvvana vorhin gesehen hatte, stürzte hinein. Ein Splitterregen begleitete den Auftritt des Mannes.
Es war Xarr, der schwarze Druide!
Tuvvanas entsetzter Schrei glich einem unglücklichen Schluchzen. Der Schock lähmte sie so sehr, daß sie nicht wußte, was sie tun sollte.
Wäre doch nur Cruv bei ihr gewesen. Cruv hatte mehr Mut als sie. Er hätte sich dem schwarzen Druiden entgegengeworfen. Aber wäre er in der Lage gewesen, Xarr zu besiegen? Mit Werwölfen kam Cruv bestimmt zurecht. Aber Xarr war nicht nur das. Er war darüber hinaus

der schwarzen Magie fähig. Was hätte Cruv dieser Kraft entgegenzusetzen gehabt?

Was hatte sie, Tuvvana, dem schwarzen Druiden entgegenzusetzen?

Nichts. Absolut nichts.

Er kam langsam näher. Seine Augen funkelten grausam, und er grinste sie triumphierend an.

»Die Angst bringt dich fast um. Ich sehe es dir an«, sagte Xarr höhnisch. »So soll es sein. Wer meine Pläne durchkreuzt, hat mit einer schrecklichen Bestrafung zu rechnen. Ich erinnere mich an dich. Wir sind einander schon mal begegnet. Auf Coor. Damals wollte ich dich töten, aber du bist mir entwischt. Wie eine Ratte bist du blitzschnell in ein Loch geschlüpft, aber noch einmal entkommst du mir nicht.«

Tuvvana schaute sich verstört um. Sie hatte kurze Beine, aber auf kurzen Strecken war sie sehr schnell. Das hatte ihr damals das Leben gerettet. Heute konnte sie Xarr mit ihrer Schnelligkeit nicht mehr überraschen. Er rechnete bestimmt damit, daß sie auszurücken versuchte.

»Du bist verrückt!« knurrte der Wolfsmann. »Anstatt froh zu sein, mir entkommen zu sein, ziehst du dir meinen Haß zu, indem du mächtig Staub aufwirbelst.«

»Den Staub hast du aufgewirbelt, nicht ich«, wagte Tuvvana zu erwidern.

»Du hast hier gute Freunde. Dämonenjäger. Als du mich sahst, hattest du nichts Eiligeres zu tun, als sie mir hinterherzuhetzen. Sie konnten meine Spur noch nicht finden. Es gelang ihnen jedoch, einen meiner Wölfe zu vernichten. Das werden sie büßen. Und du mit ihnen!«

Die letzten Worte stieß Xarr so aggressiv hervor, daß Tuvvana vor Angst fast das Herz stehenblieb.

Der schwarze Druide schnellte vor, und sie war nicht in der Lage, zurückzuweichen. Als er sie packte, glaubte sie, mit ihrem Leben abschließen zu müssen.

***

Die schwarze Melone auf dem Kopf, den Ebenholzstock mit dem massiven Silberknauf in der Hand, eilte Cruv durch den strömenden Regen.

Er überquerte die Straße, war entschlossen, dieses Kapitel zu einem Ende zu bringen. Kein Mensch durfte der gefährlichen Wölfin mehr zum Opfer fallen.

Straff gespannt waren die Nerven des Gnoms, als er die Haustür erreichte. Tony Ballard und Roxane hatten einen Toten in das Schlafzimmer des Mädchen gelegt. Sharon Griffith konnte nicht annehmen, daß die beiden es dabei bewenden ließen. So dumm war sie nicht. Sie rechnete bestimmt damit, daß bald die Polizei an ihre

Tür klopfen würde. Deshalb konnte es nicht falsch sein, wenn Cruv annahm, daß sie in diesem Augenblick Vorbereitungen traf, von hier fortzugehen.

Vielleicht hatte sie die Absicht, zu Xarr zu gehen und sich ihm anzuschließen. Das setzte allerdings voraus, daß sie wußte, wo sich Xarr befand.

Sollte sie es wissen, würde sie es ihm sagen müssen, bevor er sie vernichtete.

Er läutete, und das blonde Mädchen öffnete die Tür.

Ihr Blick ging zuerst über ihn hinweg. Erst dann schaute sie auf ihn hinunter.

»Wen haben wir denn da?« fragte sie, und ihm fiel auf, wie der Mordtrieb von ihr Besitz ergriff. Ein gieriges Feuer loderte in ihren Augen.

»Miss Sharon Griffith?« fragte der Gnom.

»Die bin ich.«

»Man hat mir Ihre Adresse gegeben und gesagt…«

»Ich weiß, was man dir gesagt hat, Kleiner. An und für sich bist du mir ein bißchen zu klein. Man kommt sich ja vor, als würde man's mit einem Kind treiben. Aber ich sehe ein, daß du's auch nicht bei den Rippen hinausschwitzen kannst, deshalb will ich heute mal nicht so sein.«

»Zu liebenswürdig«, sagte Cruv und nahm die Melone ab.

Sie forderte ihn auf, einzutreten und fragte ihn nach seinem Namen.

»Cruv«, sagte er.

»Ausländer?«

»Ja«, sagte er.

»Ich habe keine Vorurteile. Für mich zählt nur der Mensch.«

Das glaubte ihr Cruv aufs Wort. Menschen waren Opfer für sie. Auf ihre Nationalität kam es nicht an. Seine Spannung wurde unerträglich. Er wollte sich von ihr nicht überraschen lassen, deshalb war er sehr auf der Hut.

Sobald sie die Tür geschlossen hatte, wollte er sie angreifen. Sie durfte ihm nicht zuvorkommen. Es war zu gefährlich, die Metamorphose abzuwarten.

Die Tür fiel ins Schloß.

Sharon Griffith konnte nicht wissen, daß sich sein Stock blitzschnell in einen Dreizack verwandeln ließ, dessen Spitzen magisch geladen waren. Das ging im wahrsten Sinne des Wortes im Handumdrehen.

Cruv hielt den Stock in der linken Hand. Seine rechte lag auf dem Silberknauf, und als die Tür in Schloß klickte, drehte der Gnom den Knauf.

Auch das rief ein metallisches Klicken hervor, und unten zuckten die drei Spitzen aus dem Stock.

Der Kleine ließ nichts anbrennen. Er wirbelte herum und stach zu. Trotz der Schnelligkeit führte er den Stoß mit großer Präzision. Die erste und die zweite Spitze sausten links und rechts haarscharf am schlanken Hals des Mädchens vorbei und hackten in das Holz.

Cruv nagelte Sharon Griffith an der Tür fest.

Sie spürte die Magie, die sich in den Metallspitzen befand, und schrie entsetzt auf.

»Wo ist er?« fragte Cruv schneidend.

»Wer?« fragte Sharon Griffith schrill.

»Xarr, wer sonst?«

Sie hatte Schmerzen. Cruv sah es ihr an. Ihr hübsches Gesicht war davon verzerrt. Die Magie, die sich in den Spitzen befand, floß durch den Kontakt ständig in ihren Hals und schwächte sie. Im Moment hatte sie nicht einmal die Kraft, die Hände zu heben und nach dem Ebenholzstock zu greifen.

»Ich weiß, was mit dir los ist«, sagte Cruv. »Ich kenne dein Schicksal. Mir ist auch bekannt, was du getan hast.«

»Du gehörst zu diesem Mädchen und dem Kerl, die John Taylor vernichtet haben«, knurrte Sharon Griffith.

»Stimmt, und du wirst mir sagen, wo sich Xarr verkrochen hat.«

Trotz der Schmerzen lachte sie laut auf. »Denkst du etwa, mit Xarr ebenso leichtes Spiel zu haben?«

»Das laß meine Sorge sein. Wo befindet er sich?«

»Ich weiß es nicht. Aber es ist nicht nötig, daß du ihn suchst. Du brauchst bloß zu warten. *Er* wird *dich* finden! Und er wird dich töten!«

»Ich habe keine Angst vor ihm.«

»Nimm diesen verdammten Stock weg: Vielleicht fällt mir dann ein, wo Xarr ist.«

»Du möchtest mir ein Geschäft vorschlagen?«

»Ja«, sagte Sharon Griffith. »Du läßt mich laufen und bekommst dafür den Leitwolf.«

Das war unmöglich. Cruv durfte sie nicht verschonen. Sie würde wieder töten. Es war eine Sucht, von der sie nie mehr loskam. Es war ihre Bestimmung in ihrem zweiten Leben.

»Ich verlasse London!« versprach sie hastig. »Nie wieder kehre ich in diese Stadt zurück. Ich gehe auf eine einsame, menschenleere Insel!«

Cruv versprach nichts. Aber er nahm den Stock zurück. Kaum hatte der Dreizack keinen Kontakt mehr mit dem schwarzen Wesen, konnte sich die Wolfskraft voll entfalten.

»Nun?« sagte Cruv abwartend. »Wo befindet sich Xarr?«

»Hiiier!« brüllte Sharon, und sie verwandelte sich schlagartig. Ihre linke Pranke stieß den Stock zur Seite. Sie schnappte wütend nach dem Gnom.

Cruv federte nach links. Seine Hände umschlossen den schwarzen

Stock fest. Er schlug mit dem Silberknauf zu, traf den Schädel der Wölfin, und das Monster taumelte.

Aber sie fiel nicht, und Cruv beging nicht den Fehler, sie unvorsichtig zu attackieren. Ihm war bekannt, daß die angeschlagenen Gegner am gefährlichsten sind.

Das bewies die Wölfin auch sofort.

Ihr Prankenhieb schleuderte Cruv gegen die Wand. Sie flog hinter ihm her und hämmerte noch einmal zu. Cruv wurde hochgewirbelt und landete hart auf dem Boden.

Das Untier glaubte, ihn schon besiegt zu haben, doch Cruv war zäh wie ein Gummiball. Je kräftiger man ihn zu Boden schleuderte, desto rasanter kam er wieder hoch.

Abermals traf er mit dem faustgroßen Massivsilberknauf. Die Kugel landete genau zwischen den höllisch flackernden Lichtern des Werwolfs.

Sharon Griffith knickte in den Knien kurz ein. Mit den Armen vollführte sie unkontrollierte Bewegungen.

Und Cruv drehte den Stock um!

Die Spitzen des magischen Dreizacks wiesen auf die Brust der gefährlichen Wölfin, die nur ein Ziel kannte: Cruv zu töten. Doch dazu ließ es der Gnom von der Prä-Welt Coor nicht kommen.

Er kam der mordlüsternen Bestie zuvor. Blitzschnell und kraftvoll stieß er zu…

***

Gless verfolgte die Verwandlung mit entsetzensstarrem Blick. Er fand keine vernünftige Erklärung für dieses grauenerregende Schauspiel, das ihm sein Freund David Vaughn bot.

Freund? Nein, dieses Ungeheuer war nicht mehr sein Freund! Gierig hatte Vaughn das blutige Fleisch verschlungen, und nun wollte er mehr davon haben.

Robert Gless griff nach einem langen Fleischmesser, und als sich das Monster vorwärtswuchtete, stach er zu, doch er erreichte damit nichts. Für jeden Menschen wäre dieser eine Stich tödlich gewesen, doch Vaughn zuckte nicht einmal zusammen.

Gless ließ das Messer fallen und torkelte zurück. Die nackte Angst grub tiefe Falten in sein Gesicht.

Vaughn bleckte die schrecklichen Zähne. Das Knurren, das er ausstieß, ging Gless durch Mark und Bein.

Kalter Schweiß brach Robert Gless aus allen Poren. Vaughn starrte ihn durchdringend an. Gless wich immer weiter zurück. Bis zur Küchentür tastete er sich, und dann hetzte er hinaus.

Vaughn folgte ihm, holte ihn mit wenigen Sätzen ein und beförderte ihn mit einem kraftvollen Hieb in den Livingroom.

Der Schmerz lähmte Gless' linken Arm. Verstört schüttelte er den Kopf. »Nein… David… Ich bitte dich…« Aber konnte Vaughn ihn jetzt noch verstehen? Er war ein Tier. Ein Ungeheuer. Schonung und Mitleid durfte er von ihm nicht erwarten.

Vaughn schlug mit den Pranken nach ihm.

Gless warf ihm alles entgegen, was sich in seiner Reichweite befand, doch Vaughn war nicht zu stoppen. Unbeirrt ging er weiter, und in einer Ecke stellte er Robert Gless.

Der Mann war verloren.

***

Wir sahen Vaughns Wagen vor Gless' Haus stehen und hörten den Kampflärm. Roxane stürmte mit mir die Stufen hinauf, und Sekunden später befanden wir uns in Gless' Villa.

Als mir das Knurren des Werwolfs entgegenflog, lief mir eine Gänsehaut über den Rücken. Wir waren zum erstenmal hier, aber es war nicht schwierig, sich zurechtzufinden.

Das Knurren des Wolfs wies uns den Weg.

Vaughn hörte uns kommen. Er traf sofort Schutzmaßnahmen, indem er Robert Gless packte, an sich drückte und sich mit ihm uns zuwandte.

Jetzt konnten wir nichts mehr tun. Roxane kam mit ihrer Hexenkraft nicht an, und ich konnte meinen Revolver vergessen, denn Vaughn stand hinter Gless.

»Okay!« sagte ich mit belegter Stimme. »Wir geben uns geschlagen.«

Ich legte meinen Colt Diamondback auf eine Anrichte aus dunkelbraunem Walnußholz. Wenn wir Glück hatten, fiel das Monster darauf herein.

Daß Roxane »bewaffnet« war, war nicht zu sehen. Mit leeren Händen stand sie da. *Sie* wußte, was ich bezweckte, und sie wartete sichtlich gespannt auf ihre Chance.

Ich trat zwei Schritte zurück und spreizte die Arme leicht ab. Ich sagte Vaughn, er könne gehen. Wir würden nicht versuchen, ihn daran zu hindern. Er solle nur Robert Gless loslassen.

Natürlich hätte er das nicht zu tun brauchen. Wir konnten es ihm nicht befehlen, befanden uns in einer verdammt schwachen Position.

»Du kannst wählen!« sagte ich heiser. »Wenn du Gless tötest, bist du dran, denn dann brauche ich nicht mehr Rücksicht zu nehmen. Mein Revolver ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Du weißt, was das bedeutet.«

Sekunden vertickten, und es passierte überhaupt nichts. Ich dachte schon, Vaughn hätte mich nicht verstanden, aber dann ließ er Gless los.

Das Warten hatte gewaltig an meinen Nerven gezerrt.

»Mr. Gless«, stieß ich aufgewühlt hervor. »Würden Sie bitte zu uns kommen?«

Der Mann kam langsam auf uns zu. Als er den dritten Schritt getan hatte, schrie ich: »Roxane!«

Und die Hexe aus dem Jenseits handelte. Sie federte nach links. Gless befand sich nicht mehr zwischen dem Wolf und ihr. Augenblicklich hob sie die Hände und wollte den Werwolf mit ihren magischen Blitzen vernichten, aber da gellte plötzlich ein markerschütternder Schrei durch den Raum.

»Nein! Tu's nicht, Roxane!«

Wir fuhren herum, und ich sah zum erstenmal Xarr, den Wolfsmann.

Der schwarze Druide war nicht allein. Meine Kopfhaut spannte sich schmerzhaft, als ich erkannte, wen er bei sich hatte. Es war Tuvvana, der weibliche Gnom.

Xarr sah aus wie ein Mensch. Nur seine Hände hatten sich in Pranken verwandelt, und seine langen Krallen saßen an Tuvvanas Kehle.

***

Diese Runde ging eindeutig an Xarr.

Deutlich war ihm anzusehen, wie sehr er uns haßte, weil wir seine Pläne durchkreuzt hatten. Eine schier unerträgliche Spannung erfüllte den Raum.

Welche Teufelei würde sich Xarr einfallen lassen? Er konnte Tuvvana vor unseren Augen töten. Und wir würden vielleicht auch nicht verhindern können, daß Vaughn Robert Gless zum Höllenwolf machte.

Der schwarze Druide befahl Vaughn zu sich. Das Tier gehorchte sofort. Wütend blickte Xarr uns an.

»Ihr werdet ein qualvolles Ende nehmen«, knurrte der Wolfsmann. »Nicht heute. Nicht morgen. Ich lasse euch euer armseliges Leben. Wir werden uns wiedersehen, wenn ihr nicht darauf vorbereitet seid, und dann werdet ihr meine Rache spüren.«

»Laß es uns gleich austragen«, verlangte ich kalt. »Laß Tuvvana los und kämpfe!«

»Es wird passieren, wenn ich es will, und nicht, wenn du es forderst, Tony Ballard!«

Er zog sich mit Vaughn und Tuvvana zurück.

»Tony«, schluchzte die Kleine, und ihre Augen bettelten um Hilfe.

Aber ich sah mich außerstande, ihr in diesem furchtbaren Augenblick beizustehen, und Roxane erging es genauso.

Xarr, Vaughn und Tuvvana verließen das Haus. Ich holte mir den Colt Diamondback und rannte zum Fenster.

»Sie begeben sich zur Themse!« stellte ich fest.

»Sie werden mein Boot nehmen«, sagte Robert Gless.

Ich fragte ihn, ob er ein Boot wüßte, mit dem wir dem schwarzen

Druiden folgen könnten. Er schüttelte den Kopf. Erschöpft und geistig total überfordert setzte er sich. Er plumpste regelrecht in einen der Sessel und stierte nur noch vor sich hin.

Roxane und ich gaben uns noch nicht geschlagen. Wir eilten aus dem Haus. Durch den Regen drang das Brummen des Motorboots. Nur schemenhaft war es zu erkennen, aber mir fiel auf, daß Xarr das Steuer übernommen hatte.

Seine Krallen saßen nicht mehr an Tuvvanas Kehle!

»Kannst du ihre Flucht verhindern, Roxane?« keuchte ich.

»Nicht, solange Tuvvana auf dem Boot ist«, gab die Hexe aus dem Jenseits zurück.

»Tuvvana!« brüllte ich aus vollen Lungen. »Spring! Schnell!«

Die Kleine gehorchte. Ehe es Vaughn verhindern konnte, warf sie sich in die kalte Themse. Kaum befand sich Tuvvana nicht mehr an Bord, da wurde Roxane aktiv.

Sie setzte rot leuchtende Brandblitze. Das magische Feuer fraß sich mit einer Irrsinnsgeschwindigkeit durch Holz, Blech und Polyester, erreichte die Treibstofftanks und verwandelte das Motorboot in einen grellen Glutball, der fast so hell war wie der Blitz, der einen Sekundenbruchteil später am Himmel aufflammte.

Die mörderische Explosion zerfetzte das Boot. Hoch hinauf zu den Regenwolken wurden die Wrackteile geschleudert.

Diese Explosion, durch weiße Magier hervorgerufen, mußte Xarr und Vaughn zum Verhängnis geworden sein.

Prustend und keuchend schwamm Tuvvana ans Ufer. Ich watete ins Wasser und streckte ihr die Hand entgegen. Sie ergriff sie, und ich zog die Kleine aus dem Wasser.

Sie klapperte mit den Zähnen. »Brrr, ist das kalt.«

»Ist ja auch eine ungewöhnliche Jahreszeit, um in der Themse zu baden«, sagte ich grinsend. Ich kann nicht beschreiben, wie froh ich war, sie wohlbehalten wiederzuhaben.

Der Regen klatschte nach wie vor in mein Gesicht, aber er störte mich nicht mehr.

Gespannt suchte ich die Wasseroberfläche ab, soweit dies bei den miserablen Sichtverhältnissen möglich war. Die Explosion schien ganze Arbeit geleistet zu haben. Sie hatte den schwarzen Druiden und Vaughn in Stücke gerissen, und was von ihnen übrig geblieben war, hatte die Themse geschluckt.

Aufatmend wandte ich mich an Roxane. »Nun haben wir es doch noch geschafft.« Ich grinste. »Da sieht man wieder, was man von Drohungen, wie sie Xarr ausstieß, zu halten hat. Es wird eben doch nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wird.«

Roxane erinnerte mich an Sharon Griffith.

Die hatte ich über das Glücksgefühl, das mich erfaßte, doch

tatsächlich beinahe vergessen.

Ich eilte zu meinem Wagen und rief Cruv an.

Der Bengel hatte sich nicht an sein Versprechen gehalten, aber ich konnte ihm nicht böse sein, als ich erfuhr, wie souverän er mit der Wölfin fertiggeworden war.

Dann sagte der Gnom: »Ich mache mir Sorgen um Tuvvana, Tony. Mindestens fünfmal habe ich schon zu Hause angerufen. Sie hebt nicht ab.«

»Das wundert mich nicht. Sie ist nämlich bei uns.«

»Bei euch? Was um alles in der Welt macht sie denn da?«

Ich brachte dem Gnom so schonend wie möglich bei, was seine Freundin erlebt hatte. Ihn traf trotzdem fast der Schlag. Als er dann hörte, welches Ende Xarr und Vaughn genommen hatte, ging es ihm ein bißchen besser. Aber richtig wohl fühlen würde er sich erst, wenn er Tuvvana wieder in die Arme schließen konnte. Ich versprach, die Kleine noch in dieser Stunde zu Hause abzuliefern.

Nach diesem Gespräch setzte ich mich mit der Polizei in Verbindung, damit sich jemand um Sharon Griffith und John Taylor kümmerte.

Gless war immer noch schwer erledigt. Er wußte nicht, wie er uns dafür danken sollte, daß wir ihm das Leben gerettet hatten.

»Hängen Sie's nicht an die große Glocke«, sagte ich schmunzelnd.

»Und was Ihr Boot betrifft…«

»Ich kann den Verlust verschmerzen, Mr. Ballard«, fiel mir Robert Gless ins Wort. »Machen Sie sich darüber keine Gedanken.«

Wir verließen Gless' Haus.

Auf der Heimfahrt erzählte mir Tuvvana, was sie von Xarr erfahren hatte. Der schwarze Druide war auf die Erde gekommen, weil Marbu nach Coor zurückkehrte und wieder jenes Gebiet für sich beanspruchte, das Xarr zu seinem Lebensbereich gemacht hatte.

»Der Wolfsmann hat Paul Bordman gesehen«, erzählte die Kleine.

»Auf Coor?« fragte ich überrascht.

»Ja.«

»Weißt du, wo das genau ist?«

»Es handelt sich um eine Landzunge, die weit ins Meer hinausragt.«

»Interessant«, sagte ich.

»Bordman wird dort sein Buch fertigschreiben«, sagte Roxane.

»Mir würde es gefallen, wenn das Werk nach seiner Fertigstellung dort bleiben würde«, brummte ich. »Aber das ist wohl ein bißchen zuviel verlangt.«

Wir setzten Tuvvana zu Hause ab, und dann freute ich mich auf zwei Dinge ganz besonders: auf trockene Kleider und einen verdammt starken, heißen Grog…

ENDE